Biogr. 1169 tc

Friedrichs
Freiherrn von der Trenck
Leben, Kerker und Tod.

Nach Originalquellen
neu dargestellt
von
Theodor Wahrmann.

4 I A

Leipzig, 1837,
bei Ludwig Schreck.

Biogr. 1169 te

Motto:

Geschleudert ward vom grollenden Geschicke
Von Land zu Land ich wie ein Ball umher,
Bald spiegelte sich in des Jünglings Blicke
Nebst Menschenhaß der Rachsucht Flammenmeer.
Im Herzen tobte Schmerz am Abend wie am Morgen,
Blut floß durch mich in mancher heißen Schlacht,
Und nach des Lebens Kampf und Trug und Sorgen
Hab' ich mein Haupt dem Blutdurst dargebracht.

Stimme aus Trencks Grabe.

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

48 Bg

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Unter den berühmten und berüchtigten Männern des verflossenen Jahrhunderts nimmt der Freiherr **Friedrich** von der **Trenck** gewiß einen ausgezeichneten Rang ein. Seine Lebensgeschichte ist voll der interessantesten Abenteuer, der überraschendsten Begebenheiten, und seine Schicksale geben uns die Lehre, „wie auch das große Talent — bei Mangel an Klugheit und Charakterfestigkeit — im Strome entfesselter Leidenschaften, von den betretenen Stufen der Ehre zum Kerker, ja bis zum Schaffot herabsteigen kann;" sie lehren uns die Gefahren des höheren Militär- und Hoflebens und die Wahrheit, die sich nur schon zu oft bewährte, daß gegen das sicher schlummernde Verdienst, wenn es die Klugheit nicht begleitet, der wachenden

Verläumdung alles möglich ist, daß auch der erlauchteste Fürst von bösen Menschen durch vorgegaukelten Argwohn könne hintergangen werden, weil er aus dem Mittelpunkte seines Thrones als Mensch, unmöglich alles Ausgedehnte in seinem Staatskörper übersehen kann, und sich folglich auf Berichte solcher Menschen verlassen muß, die sein Vertrauen entweder durch Verdienst erworben oder durch List gewonnen haben.

Endlich führt uns des Freiherrn von der Trenck Geschichte in die nächsten Umgebungen König Friedrich des Einzigen nnd Großen und unmittelbar auf den Schauplatz seiner ersten Feldzüge.

Wir sehen hier den großen Mann, den sein Preußen ewig verehren wird, als König, Mensch und Feldherr, sehen, um mit Trencks eigenen Worten zu sprechen, (deren wir uns auch bei andern Gelegenheiten oft bedienen werden,) wie auch Er in seinem Scharfblick getäuscht und durch das Gefühl gekränkten Vertrauens erzürnt zu Härten

hingerissen wurde, welche selbst mit dem Princip seiner Gerechtigkeit im Widerspruch standen.

Wir folgen dem Helden unserer Erzählung auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten, durch die schauderhaften Scenen seiner Flucht aus Gefängniß und Kerkern zu den glänzendsten Kaiserhöfen. Wir folgen ihm in die Lustschlösser eines stolzen und gastfreien polnischen und ungarischen Adels, die er nur zu bald wieder mit den Hütten des Elends und neuen Kerkern vertauschte. Wir sehen den Freiherrn von der Trenck als einen Ball des launigen Schicksals durch das Opfer übereilter Hastigkeit und Unruhe, erkennen die Lehre des alten Sprichworts:

Ein Stein, der immer rollt, berast sich nicht,

und erlernen die Regel der Klugheit: sein Recht gegen Höhere **nie stürmisch** zu suchen, und durch Selbsthülfe zu erlangen, was das feindliche Recht nicht geben konnte. — — Diese Klugheit hat Trenck während seines ganzen Lebens vernachlässigt, und sich dadurch viele

Feinde und tausend Leiden bereitet. So wird die **Darstellung der Trenckischen Schicksale** (die hier in einem neuen Gewande in gedrängterer Uebersicht, ohne Partheiligkeit eines bitter gekränkten Herzens erscheinen, welches sich nur zu oft in Aeußerungen gefiel, welche Anstand und Ehrfurcht verletzten), belehrend und unterhaltend sein.

Warnend mögen sie sein für junge Männer, die sich dem höhern Hof=, Militär= und Staats=Dienst widmen, und möge sie lehren den Egoismus zu besiegen. —

Unsere Darstellung verfolge das bewegte Leben eines Mannes, von dem glänzenden Augenblicke seiner Erhebung, über Hoffeste und Schlachtfelder, über Paraden und Kerker durch die Tage des Glücks und des Unglücks bis zum verhängnißvollen Tode, den der kühne Vertheidiger der Freiheit im Lande der Freiheit in Frankreich durch die Freiheitsmänner auf dem Blutgerüste der Guillotine fand. Ruhe seiner Asche!

Leipzig, im August 1836.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Es war im Winter 1743. Stettin feierte eines seiner glänzendsten Feste, das Beilager der Schwester des Königs in Schweden, der nachherigen Monarchin und Mutter des Königs Gustav.

Der große Saal des Schlosses schimmerte im Glanz von Wachskerzen und glich einem Feenpallast.

Gleich leuchtenden Sternen strahlten die goldenen und kristallenen Arm- und Kronleuchter; ihr schimmerndes Licht vervielfältigte sich in den großen Spiegeln des Prunksaales, und warf einen magischen Glanz auf die hier in kostbaren Goldrahmen aufgestellten, von Meisterhand gemalten Bilder alter Heldenfürsten und Ritter, mehr aber als die verklungene Herrlichkeit alten Ruhmes strahlte der Silberblick einer glorreichen Zukunft im Heldenauge

Friedrichs II., des großen Königs der Preußen.

Gefühl und Ausdruck, Seele und Leben lag in dem Blicke des jungen Monarchen, der nach einer harten und prüfungsvollen Jugend, die selbst bei Kerker und Blutgerüsten vorbeiging, jetzt die Adlerschwingen selbstthätiger Fürstenkraft als König und Feldherr versuchte. Er lernte gehorchen um befehlen zu können. In einfacher Größe stand er, der Fürst und Herr, der nur den Glanz in seinen Umgebungen liebte, da ihn seine Person nicht bedurfte, unter den goldschimmernden Hofcavalieren und Offizieren seiner Garde!

Sein Feuerauge ruhte mit Wohlgefallen und Zufriedenheit auf der auserwählten Jünglingsschaar seines ritterlichen Adels, die unter seinen Augen sich selbst im Glanz des Hofes, sowie auf Parade und Exerzierplatz zu Soldaten, Offizieren und Helden bilden sollten; denn Friedrichs Scharfblick sah die Tage voraus, wo er an der Spitze seines Heeres für Thron und Volk siegen oder im ungleich glorreichen Kampfe als Held untergehen sollte.

Unter seinen Garden war die Garde du Corps (K. Leibreiter) die Pflanzschule der Reiterei und des Generalstabes. Ihre Offiziere

waren die Söhne der ausgezeichnetsten und reichsten Familien des alten ritterlichen Adels. Sie mußten, so wollte es König Friedrich, eine schöne und kraftvolle Figur mit geistigen Anlagen und keckem Jugendmuthe verbinden, — und sollten wahrhaft ritterliche Jünglinge ohne Furcht und Tadel sein.

Diese Garde du Corps *) war die schönste Truppe ihrer Zeit. Ihre Uniform schimmerte vom Golde, und die Equipage eines Offiziers kostete an 3000 Thaler, weil sogar der Kuiras mit massivem Silber überzogen und mit seinen Beschlägen und Reitzeuge allein 800 bis 900 Thaler an Werth war.

*) Gesch. Anmerk. nach Trencks eigenen Worten. Eine Escadron dieses Corps bestand zwar nur in 6 Offizieren und 144 Mann. Sie hatten aber alle 50 bis 60 übercomplette Reiter, auch eben so viele Pferde. Die Offiziere dieses Corps sind die ausgesuchtesten im ganzen Staate. Der König selbst bildete sie. Dann wurden sie gebraucht, um in der ganzen Armee die Manövers zu lernen, und sind entweder in kurzer Zeit glücklich oder durch den mindesten Fehler cassirt, oder unter Garnisonsregimenter versteckt, wo sie ihre schöne Jugend in ermüdendem Dienste verträumen müssen.

Von dieser Garde du Corps standen heute die Schönsten als Wache im prunkenden Saal. —

Einer der wachhabenden Offiziere, der der Inspection, zeichnete sich durch Wuchs, Haltung, durch den Feuerblick seines Auges, die Schönheit seines dunkeln Haares, durch Jugendfrische und die schmucke Uniform und den funkelnden Silberkuiras vor andern aus. Vom Orchester tönte das Maestoso einer Polonaise mit Fackeln. Der Fackeltanz begann in aller seiner prunkenden Herrlichkeit!

Der König selbst führte die hohe Neuvermählte und nun folgte der ganze Hof im schimmernden Glanze.

Alle Pracht und Schönheit entwickelte sich, und im Wiederglanz der Lichter leuchteten die Juweelen der Damen wie die Sterne. Vor allen strahlte die Königin des Festes im Glanze der Schönheit und Jugend. Anmuth und Majestät waren in ihr innigst vereint, und in ihr verband sich der hohe Adel der Geburt, des Geistes, der Schönheit und des Herzens, auf ihr ruhte jedes Auge, ihr huldigte jedes Herz.

II.

Das Volk, welchem man freien Einlaß gegeben hatte, drängte sich in den Salon. Es ward immer ungestümer und zudringlicher. Glücksritter und Taschendiebe mischten sich unter selbiges und eben als der Tanz unter dem Wirbel der Pauken und dem Tusch der Silbertrompeten endete, erscholl aus dem Haufen des Volkes ein schallendes Gelächter, und alles blickte nach der großen Eingangspforte, und man sah, wie der schönste der jungen Offiziere der Ehrenwache, der **Officier du Jour**

der junge Freiherr

Friedrich von der Trenck,

welcher den Eindrang des Volkes möglichst zu verhindern bemüht gewesen war, und sich an die Eingangsthür gestellt hatte, eben jetzt durch einen Taschendieb des hinteren Theiles der rothsammtenen Superweste mit der reichen Kreparbeit und

dem goldenen Besatz beraubt und seiner goldenen Uhr baar und ledig gemacht worden war. Zorn und Schaamröthe spielten sich auf den Wangen des schönen Offiziers. Ein scherzendes Gespött über ihn verbreitete sich durch den Saal: selbst um des großen Friedrichs Wangen und Lippe spielte ein sarkastisches Lächeln, als er den gestutzten Cornet seiner Garde du Corps erblickte.

Er befahl sofort die Ablösung des jungen Offiziers, und nun verwandelte sich des gütigen Königs Lächeln in den Blick der Gnade. Die Augen aller Damen ruhten nun mit Wohlgefallen auf dem gestutzten jungen Offizier, der in der Schaamröthe der Jugend nur noch schöner war. Alle suchten ihn zu trösten, und die schönste derselben sprach, indem sie ihm die Hand reichte, auf welcher die kostbarsten Solitäre funkelten, mit jener Stimme, die aus dem Herzen zu dem Herzen geht:

Trenck! ich werde Sie über Ihren Verlust beruhigen.

Diese Worte waren mit einem seelenvollen Blicke der Theilnahme begleitet, und warfen das

belebende Feuer der höchsten Verehrung in sein damals noch schuldloses und unbefangenes Herz. —

Der schöne junge Gardeoffizier nahm nun, nachdem er sich mit Genehmigung des Königs in die geschmackvolle Interimsuniform geworfen hatte, an den Freuden des Festabends und an der prächtigen Tafel Theil. Wie schlug sein stolzes Herz, denn wohl bemerkte er, daß er in des Monarchen Gnadensonne wandle. Wie beneideten ihn seine Kameraden, die um diesen Preis gern einen ähnlichen Verlust getragen hätten.

Der kecke Dieb konnte nicht aufgefunden werden, und er war wohl die Ursache, aus welcher sich alle kommenden Freuden und Leiden des Helden unserer Geschichte entspannen.

So giebt oft ein kleiner Umstand unserm Leben eine andere Wendung und leitet von der rechten Bahn auf Abwege, die, wenn Klugheit und Besonnenheit nicht zurückführen, und Charakterfestigkeit und Tugend nicht die Leiterinnen des Scheinglücks sind, statt zum Tempel der Ehre wahrer Verdienste, zum schmachvollen Kerker, ja zum Hochgerichte führen können. — —

Wenden wir jetzt unsere Blicke auf die frühere Jugendgeschichte unseres Helden. Wir werden sehen, wie sich sein Geist entwickelte und ein Charakter bildete, der so originell war und dem zur Größe nur mehr Herzensgüte fehlte.

III.

Fortes creantur fortibus et bonis.
Horat.

Friedrich Freiherr von Trenck wurde den 16. Februar 1726 in Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater starb daselbst im Jahre 1740 als königlich preußischer Generalmajor der Cavallerie, Ritter des Militairordens, Landeshauptmann, und Erbherr auf Großscharlack, Schakulack und Meigen, welches seit 300 Jahren Trenckſche Stamm- nnd Lehngüter sind. Er war ein braver Offizier nach altem Schrot und Korn und nahm 18 Narben mit in das Grab, die er für das Vaterland aufzuweisen hatte, und der

große Friedrich ließ ihn mit den Ehrenzeichen eines Generallieutenants begraben. Er war ein strenger Mann, aber trefflicher Soldat.

Seine Mutter war eine Tochter des Königsbergischen Hofgerichtspräsidenten von Derschau. Einer ihrer Brüder war der königlich-preußische Etatsminister und Generalpostmeister der königlichen Staaten in Berlin.

Zwei andere Derschau waren Generale der Infanterie. So gehört seine Familie unter die brillantesten des Landes. —

Sowohl von Vater als Mutter Seiten sind seine Ahnen in den preußischen Kroniken unter den alten preußischen Ordensrittern bekannt, welche ehemals Kurland, Preußen und Liefland eroberten, auch unter sich in Aemter und Balleien vertheilten.

Sie gehörten zu den edelsten Rittergeschlechtern.

Eigentlich stammen die Trencke aus dem fränkischen Kreise und waren Deutsche. Seine Ahnherrn waren stolze, herrische Edelleute. Er selbst war leichtsinnig, sanguinisch von sich eingenommen. Trieb nach Freuden und Leichtsinn waren folglich die angebornen Fehler, welche

seine Lehrer zu bekämpfen hatten; und da sie zu sehr auf den Edelmann Rücksicht nahmen, zu wenig bekämpften. — —

Das Herz war biegsam; aber eine edle Wißbegierde, ein Nacheiferungsgeist, eine unruhige Arbeitsamkeit, ein bei allen Gelegenheiten angefachter Ehrgeiz, waren die Triebfedern, welche nach dem Entwurfe seines aufgeklärten Vaters einen brauchbaren Mann aus ihm bilden sollen — und ihn verbildeten. —

Kaum war er Jüngling, so keimte schon eine Art von Stolz und ein störrischer Eigensinn in seiner Seele, welcher auf das Gefühl des innern Werths Wurzel faßte. — —

Ein einsichtsvoller Lehrmeister, welcher ihn vom 6ten bis in das 13te Jahr leitete, arbeitete ohne folgerechte Festigkeit, diesen empörenden Stolz in eine gemäßigte Eigenliebe zu verwandeln.

Durch Gewohnheit beständig mit Schulbüchern beschäftiget zu sein, durch Anfrischung, Erquickungsstunden — und Lob, wurde ihm die Arbeit ein Zeitvertreib, das Lernen eine Ge-

wohnheit, und die in vielfacher Hinsicht strenge Erziehungsart *) eine ungefühlte Bürde. — —

Seine natürlichen Talente wurden demnach natürlich angewandt, und durch tägliche Uebung sein Gedächtniß so stark, daß er innerhalb 2 Stunden ein ganzes lateinisches Programm von einem Bogen auswendig lernen konnte.

Die Schulbücher, der Cicero, Cornelius, Curtius, Virgilius, die er in das Deutsche

*) Wenn ein Jüngling einen geduldigen und wirklich gelehrten Instruktor hat, der ihn zugleich liebt, und Freude in seiner Unterrichtung findet.

Wenn dieser Jüngling vom 6ten bis in das 13te Jahr täglich von 5 Uhr frühe bis 7 Uhr Abends zur Arbeit angehalten wird, und zugleich einen leichten Begriff, einen gesunden Körper, einen forschenden Verstand, und ein gutes Gedächtniß, mit einer regelmäßigen Organisation besitzt.

Wenn seine Lehrer ihm bei seiner Schwäche zu lenken und sein Feuer so anzufächeln wissen, daß es keine Funken in wachsende Leidenschaften aussprühen kann. Dann allein ist es möglich, daß der Schüler, so wie dieser im 13ten Jahre alle Schulstudia gründlich absolviren, und zu den höhern Wissenschaften schreiten kann. Diese Bemerkung macht Trenck selbst, aber diese Anstrengung ist und bleibt widernatürlich.

und dann wieder in das Lateinische übersetzen mußte, waren seine Lectüre. Die heilige Schrift konnte er mit ganzen Kapiteln herplappern. So wurde er schnell reif und war in Hinsicht der Kenntniß zur Hochschule gereift.

Die ganze Historie hatte er nicht nur buchstäblich, sondern mit so aufgeklärter Anwendung im Kopfe, so im Kopfe, daß er fast alle römische Regenten und Kaiser, alle großen Männer und Gelehrtennamen, auch das Säkulum bestimmen konnte, in welchem sie lebten. Er war ein wahres Ingenium praecox. In der Geographie und Zeichnen hatte er ebensoviel gethan: daß er jedes Land, ohne die Landkarte anzusehen, mit seinen Gränzen, Flüssen und Hauptstädten auf das Papier malen konnte. —

Sein Vater schonte kein Geld, wo Gelegenheit war etwas zu lernen. Mit Fechten, Tanzen, Reiten und Voltigiren wurden seine Erquickungsstunden beschäftigt, Körper und Geist gleichmäßig geübt. —

Und wenn er etwa müde wurde, oder Ekel merken ließ, dann durfte man ihm nur versprechen, daß er nach vollbrachter Lection, ein paar

Stunden Vögel schießen, Fische fangen, oder spazieren reiten oder rapieren durfte: so war im Augenblicke Alles memorirt, und Wonne und Freude verbreitete sich bei der strengsten Kopfarbeit in seine ganze Seele. —

Man blieb aber nicht allein bei den todten Büchern, die allein den Kopf anfüllen und den Gelehrten bilden. Man arbeitete zugleich, jedoch nicht ganz folgerecht auf das Herz, auf das Sittliche, auf die moralischen Empfindungen des Jünglings.

Vom Katechismus war sein Instruktor kein Liebhaber. Er hatte schon zu viel die Bibel gelesen, und machte ihm Einwürfe, die er meistens mit Schweigen und Lächeln widerlegte.

Hingegen wurde ihm Tugend, Ehrgefühl **Esprit de Chevallerie,** Bemeisterung seiner Leidenschaften, (?!) Großmuth, Menschenliebe, Patriotismus, Ehrgeiz und Redlichkeit gegebenen Worts, bei jeder günstigen Gelegenheit eingeprägt. Bescheidenheit und Mäßigkeit waren seine Tugenden nie.

Von der löblichen Teufelsgeschichte, von Gespenstern, irrenden Seelen und Besessenen, war

sein dem Mysticismus feindseliger Lehrer auch kein Liebhaber; folglich hatte er bei männlichen Jahren keine Vorurtheile zu bekämpfen gehabt, die manchen fähigen Kopf, in ein solches Labyrinth verwickeln, aus welchem zuletzt ein fanatischer Träumer hervorbricht.

Ewigen Lohn, ewigen Segen wünschte er für diese wohlthätige Erziehungsart dem Schatten seines erleuchteten Vaters, und dem Manne, welcher ihm zu bilden gewählt wurde, und bei folgerechter Strenge noch besser — gebildet haben würde. —

So bezog er körperlich und geistig gebildet die Hofschule zu Königsberg als ein 13jähriger Knabe. Aller Augen richteten sich auf ihn, und er galt in den Namen der Studenten und Professoren als ein Wunderkind.

IV.

Schon in dieser schönen Blüthenzeit, ruheten auf dem adligen schönen Musensohne, der schlank und hoch wie eine Pappel aufschoß, und in dessen schwarzen Augen ein mildes Feuer blitzte, die sehnsuchtsvollen Blicke der Damen, denen er aber, ohne selbst Liebe zu fühlen, begegnete; denn sein Herz war noch rein und kannte nur die Leidenschaft eines ungezügelten Ehrgeizes und die der Wissenschaft, deren Fortschritte ihm ungemein leicht wurden. — *)

Seine Hauptfehler waren nächst dem Ehrgeize, eine übertriebene Freigebigkeit und Offenherzigkeit, die nur zu oft in Prahlerei ausartete. Freiherr von Trenck gehörte unter die noblen Renommisten seiner Zeit. Er

*) Wir entwerfen das Bild seines Charakters deshalb so deutlich, damit Jünglinge seines Alters und Standes darin sich spiegeln können.

kleidete sich schön, graziös und ritterlich, der schönste Hieber klirrte an seiner Seite, der Federhut wogte mit seinem Federbusch in Landesfarbe auf seinem Haupt, und bei Aufzügen und Festen tummelte Freiherr von Trenk, schön wie ein junger Herkules das schönste und wildeste der Rosse.

Er verließ sich zu viel auf sich selbst, gerieth in Mangel, hierdurch in allerhand Verdrießlichkeiten und war ein wirklicher Verschwender im Wohlthun.

Wo es galt unterstützte er mit wahrhaft ritterlicher Hochherzigkeit den Schwachen und Bedrängten.

Er schlug sich für Andere, und als junger Student von 14 Jahren, wußte er eine Klinge zu führen, vor welcher alte Burschen und selbst Senioren Respekt hatten, denn er verband Gewandheit und Kraft.

Alles dieses erhob auf der Universität sein Renommee, aber auch seine Selbstschätzung und seine nur zu große Eitelkeit.

Im Jahre 1740 im März starb sein rechtschaffener ihm die reichlichsten Unterstützungen ge-

bender Vater, und seine Mutter heirathete zur zweiten Ehe den Grafen Lostange, Obristlieutenant des Kiowschen Kürassierregimentes; sie verließ Preußen und folgte ihrem Manne nach Breslau. Seine Schwester heirathete den einzigen Sohn des alten Generals der Kavallerie von Walden, welcher quittirte, und mit ihr nach Hamme in das Brandenburgische reisete. —

Er verlor also alles, was er liebte: und sein zweiter Bruder Ludewig trat als Fahnenjunker in das Kiowsche Regiment, den jüngsten hingegen nahm seine Mutter nach Schlesien. —

Nun war er sich allein, selbst überlassen. Sein Vormund war der Hofgerichtspräsident von Derschau, sein Großvater, — einer der gelehrtesten Männer im Lande.

Dieser liebte ihn unbegränzt: er mußte ganze Tage bei ihm zubringen: er fand Freude in seiner Belehrung, und viele Kenntnisse hatte er seinem Unterricht zu danken.

Er war stolz auf seinen Enkel, hingegen gestattete er ihm alle kleine Ausschweifungen liebreich, und gab ihm mehr Geld, als er bedurfte.

In seinen Studien versäumte Trenck nichts,

hörte die Collegia Juridica, Physica, Mathematica und Philosophica zugleich, repetirte sie alle in Privatstunden bei seinem Professor zu Hause, und war wegen seines geübten und außerordentlichen Gedächtnisses der Liebling, auch die Bewunderung aller seiner Lehrer.

Auch in der Ingenieurkunst war er bald einer der Geschicktesten im Zeichnen und Aufnehmen.

Die italienische und französische Sprache hatte er zu Hause gelernt, und sprach beide mit Fertigkeit.

Am Ende des 1740sten Jahres gerieth er in Händel mit einem gewissen Herrn von Wallenrodt, der mit ihm in einem Hause studirte.

Als ein baumstarker Mann verachtete dieser Trencks Jugend, und gab ihm eine Ohrfeige. Trenck forderte ihn als Student auf die Klinge. Er erschien nicht, und spottete seiner; deshalb wählte Trenck seinen Sekundanten und griff ihn auf der Straße mit dem Degen in der Faust an.

V.

Die Klingen blitzten — — sie schlugen klirrend an einander. Jeder suchte des Gegners Brust. Der Student v. Wallenrodt galt für einen der ersten Fechter. Als Senior einer schlaglustigen Verbindung hatte er schon manchen auf den Sand gesetzt. — — Seine Riesenkraft durchschlug die Parade, und seine mit hoher Schwungkraft geschlagenen Terzen pflegten immer nur zu tief zu sitzen. — Dies wußte Trenck — durch Gewandheit entging er den Hieben des Gegners — durch Finten ermüdete er ihn — Ruhe setzte er dem Zorn entgegen. Mehrere Gänge waren schon ohne Entscheidung vorüber, — Zuschauer sammelten sich — gegenseitige Anfeuerung entflammte die Kämpfer. Wallenrodt war außer sich vor Grimm und Schaam, von diesem Knaben besiegt zu sein. — Er gab im Zorn Blöße, und plötzlich drang Trencks scharfe Schläger-Klinge ihm in den Arm, daß er sie fal-

len lassen mußte. Einspringende Secundanten geboten Friede; gutmüthig bot Trenck dem Gedemüthigten die Hand der Versöhnung — und der Abend dieses Tages, der Trencks Renommee so sehr gehoben hatte, verging durch Trencks Generosität in frohem Commerzio bei Fest, Schmaus, Gesang und Becher-Klang. — Trencks Name war nun bekannt, gefeiert und der fleißige und schöne Student gab den Ton an. — So standen die Sachen, als eine neue Lebens-Catastrophe unsers jugendlichen Helden begann.

Im November 1742 schickte der König seinen Generaladjutanten, den Baron Willich von Cottum in Geschäften nach Königsberg.

Baron Willich war ein Verwandter der Mutter des Freiherrn von Trenck. Er aß zu Mittage mit ihm bei seinem Großvater.

Er ließ sich mit ihm in Unterredungen ein, prüfte ihn durch verschiedene Fragen. Endlich brachte er scherzend vor, ob der junge Freiherr nicht mit ihm nach Berlin reisen und für das Vaterland den Degen, den ehrenvollen ritterlichen Offiziers-Degen, wie alle seine Vorfahren, führen wolle; bei der Armee sei bessere und ehren-

würdigere Gelegenheit zum Raufen als auf der Universität. —

Soldatenblut rollte in des jungen Freiherrn Adern: gleich sagte er Ja! und reiste in wenig Tagen mit ihm nach Potsdam und Berlin. Den Tag nach der Ankunft wurde er dem Könige vorgestellt.

Welche Gefühle durchglühten jetzt des stolzen Jünglings Herz!! — —

Gnädig, liebreich wurde er empfangen. Einige richtige Antworten auf König Friedrichs erleuchtete Fragen und sein vorzüglicher Wuchs, sein ganz freies und unerschrockenes Wesen gefiel dem Monarchen.

Sogleich erhielt er die Uniform als Cadet mit dem Range des Offiziers, mit der Versicherung seines künftigen, seines Verhaltens angemessenen Glückes.

Es giebt Augenblicke unsers Lebens, wo dem Geist und dem Herzen seine Weihestunden werden. Ein heiliges Gefühl durchströmt den Knaben an dem Altare des Herrn, wenn er am Tage der Confirmation gesegnet, in das Jünglings-

alter eintritt. Im Gefühl einer gesetzlichen Freiheit schlägt des Jünglings Busen, der der Schule enteilt und nun als akademischer Bürger im Hochgenuß der Wissenschaften als edler deutscher Musensohn unter gleichgesinnten Herzen stolz einhertritt. Stolzer schlägt es aber dann, wenn der deutsche Jüngling das erste Mal den Degen des Offiziers trägt, und nun in die Pflichten des Vaterlandsvertheidigers, in die des Edelmannes im schönsten Sinne des Wortes eintritt. — Sein hoher Rang, das gesteigerte Ehrgefühl, die gegenseitige Achtung durch Verdienst und Geburt ebenbürtiger Cameraden, die Subordination, die wie eine goldene Kette das ganze Heer, dessen Haupt und Führer der Monarch selbst ist, umschließt, die Honneurs, die Zeichen unbedingten Gehorsams geben dem Gefühl des jungen Offiziers, auf welchen die Augen holder Frauen so gerne ruhen, etwas Romantisch-Ritterliches. Dies galt namentlich in der Zeitperiode Friedrichs des Großen. Das höchste Ehrgefühl sollte seine Offiziers beseelen. Er selbst, der so viele Vorrechte über den Bürgerlichen hatte, sollte in unbedingtem Gehorsam Geld und Gut, Blut und Leben für den

Monarchen wagen, und wahre Generosität mit ritterlichem kühnen Muth verbinden. Ein solcher Standpunkt mußte für unsern jungen Freiherrn seine besondern Reize haben. Durch König Friedrichs Gnade wurde seine Ergebenheit zur Begeisterung, aber sein Ehrgefühl zur Ehrsucht! —

VI.

Mit dem Feuereifer der Jugend erlernte er das Exerzitium und war bald der kühnste Reiter, der gewandteste Fechter, der beste Schütz im Kreise junger Offiziere und der Adonis in den Reigen des Tanzes. Feten, die er seinen Kameraden gab, vereinten Geschmack mit Fülle und in seinen Bechern perlte nur der edle Wein. Durch Generosität gewann er die Liebe der Soldaten und seine hohen Kenntnisse erwarben ihm die Achtung der ersten Gelehrten der Residenz, die selbst Friedrich seiner Gnade und seines Schutzes werth hielt. Als

Soldat war Trenck unermüdet und erfüllte jede seiner Pflichten.

Das Leben bei der Königl. Preuß. Garde du Corps hatte er bei seiner Würde und seiner Bürde — denn der König wollte seinen jungen Adel auch in Friedenszeiten zum Kriege abhärten und ihn mitten in dem Glanze der Residenzen die Beschwerden der Soldaten kennen lernen.

Unter seinen Augen sollten sich die künftigen Feldherren bilden und jeder erst gehorchen lernen, ehe er befehlen konnte.

Kein Soldat war wohl mehr geplagter als ein Garde du Corps.

Denn in Friedenszeiten hatte er wohl in 8 Tagen nicht so viel Stunden zur Ruhe übrig gehabt.

Früh um 4 Uhr ging schon das Exerzieren an.

Alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen wollte, geschahen hier.

Man sprang über Gräben von 3, dann 4, dann 5 und 6 Fuß, dann weiter, bis einige im Probiren die Hälse brachen.

Man setzte über Zäune, machte Carricattaguen von einer halben Meile und oft kamen sie vom

Exerzieren mit einigen Todten und invaliden Menschen, auch Pferden zurück.

Oefters Nachmittags ging es wieder mit frischen Pferden heraus, und in Potsdam wurde zuweilen Nachts zweimal Alarm geblasen. Die Pferde standen in den königlichen Reitställen und wer nicht binnen 8 Minuten gesattelt und bewaffnet vor dem Schlosse erschien, der mußte 14 Tage in Arrest.

Kaum waren sie im Bette zu Hause, so wurde wieder geblasen, um die Wachsamkeit der Jugend zu üben, und in einem Jahre hatte Trenck im Frieden drei Pferde verloren, die im Exerzieren und Gräbenspringen Beine brachen oder überritten wurden.

Kurz gesagt! die Garde du Corps verlor damals im Friedensjahre mehr Menschen und Pferde, als vor dem Feinde in folgenden zwei Bataillen.

Sie hatten damals dreierlei Quartiere: im Winter bei den Hoffesten und Opern in Berlin. Im Herbst oder zur Exerzierzeit in Charlottenburg, und den Sommer hindurch in Potsdam oder da, wo der König war.

Alle 6 Offiziere hatten die Tafel mit dem Kö-

nige: an Gallatagen bei der Königin. Folglich konnte wohl keine bessere Lehrschule für den Soldaten auch für den Weltmann sein als diese. Trenck machte sich allen Stabsoffizieren, selbst der Königin bemerkbar.

Nun war er kaum 3 Wochen Cadet, da ihn der König nach der Kirchenparade auf die Seite rief, und ihn wohl eine halbe Stunde lang in allen Fächern examinirte. Zufriedenheit ruhete auf des Monarchen Antlitz, als er ihn entließ.

Er befahl ihm, folgenden Tages zu ihm zu kommen. Wie klopfte hier das Herz des jungen ehrgeizigen Offiziers. — Er naht dem Monarchen. Dieser setzte sein ihm so wunderbar gerühmtes starkes Gedächtniß auf die Probe. Er legte ihm 50 Soldatennamen vor, und innerhalb 5 Minuten waren sie memorirt.

Er gab ihm Stoff zu zwei Briefen, die er in französischer und lateinischer Sprache zugleich verfertigte, den einen selbst schrieb, den andern in die Feder dictirte.

Mit Geschwindigkeit mußte er mit dem Bleistifte eine Gegend aufnehmen. Die Prüfung endete zu Trencks Vortheil. Auf der Stelle ernannte

ihn der König zum Cornet in der Garde du Corps mit Rittmeistersrang in der Armee und Trenck war jetzt erst sechzehn Jahre. Welche Versuchung zur Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Wie klopfte des Jünglings stolzes Herz unter dem Silberkuiraß! wie hafteten auf dem interessanten schönen jungen Offizier, der das vollblütige englische Paraderoß mit Kraft und Anstand lenkte, die Augen der Damen. Die jungen Offiziere bemühten sich um seine Freundschaft, die Soldaten liebten ihn wegen seiner Generosität, aber bereits erwachte auch unter seinen Kameraden der Neid, und war wach jede Schwäche des Glücklichen zu entdecken und zu benutzen, welcher im Taumel des Glücks das goldene Wort: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle, nicht zu beachten schien.

VII.

Die Tage der Prüfungen nahten.

Der Krieg brach aus.

Der König zog mit seinen Treuen ins Feld, bereit, zu siegen oder zu sterben. —

Freiherr von Trenck war in seinem Generalstabe. — Lassen wir jetzt unsern Helden mit seinen eigenen Worten sprechen, sie lassen uns tiefere Blicke in sein Herz werfen.

„Wir zogen ins Feld — bald waren wir im Herzen des Feindeslandes. — Das reiche Böhmen lag vor uns in aller seiner Herrlichkeit. — Wir überblickten seine üppigen Thäler, seine majestätischen Berge, glaubten ein Canaan vor uns zu sehen — und fanden unter Siegen, oft — Gefahren und Verlust. Vorwärts gings unter täglichen blutigen Vorposten-Gefechten —

Wenn ich nicht irre, so stand die Armee des Königs den 14. September vor Prag, der alten Haupt-

stadt Böhmens. Die Schwerinische Armee, welche aus Schlesien kam, traf einen Tag später jenseits der Moldau ein, als wir.

Wir hätten auf unsere Kommunikation-Schiffbrücken noch acht Tage warten müssen. Der Herr Gouverneur hatte aber noch die französische vom vorigen Jahre vor der Stadt gelassen, und diese beschleunigte unsere Belagerungsoperation. Das große schöne königliche Prag war das Ziel unsres Sieges.

Der Zischka-Berg, welcher die Stadt dominirt, war nur ungefähr mit 40 Kroaten vertheidigt, folglich wurde er sogleich von etlichen Grenadieren im Sturm unter feindlichem Kugelregen erstiegen und die Batterien am Fuße desselben spielten schon am fünften Tage in die Straßen und Plätze der hochbethürmten Stadt, und steckten sie mit glühenden Kugeln und Bomben in Brand. Es gab dieser Brand einen furchtbar-schönen Anblick!

Der General Harsch fand für gut, zu kapituliren, und ergab sich nach zwölftägiger Gegenwehr, bei welcher nicht 500 Mann bluteten, die einige Batterien im Sturm erstiegen, nebst 18,000 Mann gesunder Mannschaft, denen nur ein ent-

schlossener Führer fehlte, sag' ich, als Kriegsgefangene. Es waren diese Oestreicher schöne kraftvolle Soldaten!

Bis dahin hatte uns Niemand gehindert; die kaiserliche Armee kam unter Prinz Carl erst vom Rheine zurück, um Böhmen zu retten.

In diesem Feldzuge sahen wir den Feind, der uns an Stärke nicht gewachsen war, nur allezeit von weitem. Er wich wissentlich einem entscheidenden Treffen aus. —

Seine leichten Truppen, die den unsrigen in der Zahl dreifach überlegen waren, verhinderten uns aber alle Fouragierung. Vorzüglich gefährlich wurden uns die Panduren. Ihr schneller Angriff ließ uns nirgends Ruhe, ihre Keckheit überschritt jede Vorstellung, und wo wir siegten, siegten wir mit Verlust von Mannschaft, ein kühner Häuptling, ein Freiherr von Trenck führte dieses Corps.

Mangel und Hunger zwangen uns nach tausend Beschwerden zum Rückmarsch, weil hinter uns im Durchmarsche alles verzehrt oder zu Grunde gerichtet war. —

Die rauhe Witterung im November machte

den Soldaten unwillig, und innerhalb sechs Wochen verloren wir 42,000 Mann durch Krankheit, meistens durch Desertiren.

Das Trenckische Pandurenkorps saß uns überall auf dem Nacken, verursachte große Unruhen und Schaden, ohne daß sie jemals dem Kanonenschusse nahe kamen.

Endlich ging der Trenck über die Elbe, und verbrannte alle unsere Magazine zu Pardubitz.

Die Retirade wurde also beschlossen. Der König hoffte noch zwischen Beneschau und Kannupitz den Prinz Carl zur Bataille zu zwingen. —

Umsonst; die Sachsen hatten in der Nacht auf dem Damme zwischen zwei Teichen, wo der König znm Angriffe durchbrechen wollte, eine Batterie von 23 Kanonen errichtet.

Wir mußten also Böhmen verlassen, die ganze Kavallerie war vom Fouragemangel zu Grunde gerichtet. — Der König zürnte. — — Alle Truppen empfanden seine Verstimmung.

Die rauhe Witterung und die Beschwerde schlechter Wege, täglicher Marsch, Beunruhigung von leichten Truppen machten zugleich den Solda-

ten unwillig, und ein Drittel der Armee, bei welcher gar viele durch List und Gewalt angeworbene Ausländer waren, lief davon.

Von den Rekruten lagen hunderte in den Hospitälern, wo Mangel an Verpflegung und schlechtes ungesundes Lokal dem Nervenfieber jenen bösartigen Charakter gab, welcher die Pforten der Hospitäler zu Pforten des Todes machten." So weit seine eigenen Worte.

Herr v. Trenck, den sein Beruf bei Escortirung der Kranken-Transporte vom Schlachtfelde ins Hospital führte, lernte jetzt das Soldatenleben auch von seiner ernsten Seite kennen, und hatte oft Gelegenheit durch seine Generosität die Schmerzen der Wunden leidender Krieger zu lindern, und auch dem gemeinen Soldaten, dessen persönlicher Werth zu jener Zeit noch gar nicht geachtet wurde, als ein Engel des Trostes am Schmerzensbette zu erscheinen.

Im Kampfe und Gefahren wuchs des stolzen und ritterlichen Jünglings Muth, und viele glücklich bestandene Kriegsabenteuer, wo er als Offizier oft den Lohn des Verdienstes seiner unter ihm fech-

tenden Reiter allein davon trug, gaben ihm jene Suffisance (d. deutsche Wort Selbstvertrauen drückt diesen Begriff nicht gehörig aus) — welche nur zu bald zu Uebermuth und Prahlerei, zu Ueberschätzung seiner Verdienste und seines Einflusses und zum Gegenstand des Hasses seiner durch ihn zurückgesetzten Kameraden wurde, die ihn überhaupt deshalb nicht liebten, weil er sie in wissenschaftlicher Bildung und Kenntnissen, die in jener Zeit dem Landadel fremd waren, übersah.

Bei alle dem hatten diese Tage der Prüfung manche schöne Stunde.

Die Abwechselung erhöhte den Genuß: nach Tage langem Darben und nächtlichen Wachten, nach Kampf und Beschwerden, leuchtete ihm oft unvermuthet der Stern der Freude in den glänzendsten Häusern des reichen böhmischen Adels, der Gastfreiheit mit edlem Stolz vereint.

Wie oft leuchteten ihm hier schöne Augen? wie oft bot sich ihm hier Gelegenheit dar, Herzenseroberungen zu machen, aber das Ideal in seinem Herzen tragend, blieb er fest und standhaft.

Der Kampf mit den kühnen beutelustigen, im Einzelnkampf so geübten Panduren, den Söh-

nen der Küsten des adriatischen Meeres, diesem schlacht- und kampfgewohnten so romantischen Räuber-Volke, welches unerbittlich gegen den Feind, grausam gegen den Besiegten, in seiner wilden schönen Heimath das gastfreundlichste, biederste ist — war ihm lieber, als Herzens-Eroberungen. Er sehnte sich nach Gelegenheit in der Schlacht seinen persönlichen Muth zu zeigen, dem Feinde mit dem Säbel in der Faust ins Auge zu sehen und bald sollte er sie finden, bald die Pflichten des Soldaten, wie des Offiziers erfüllen. — —

VIII.

Hören wir abermals unsers Helden eigene Worte! Er spricht in seiner Selbstbiographie:

„Ich schildere hier nicht den böhmischen Krieg, muß aber, da ich von mir selbst schreibe, alles das anmerken, was Einfluß auf mein Schicksal hatte. Wir waren täglich unter den Waffen, schlachtlustig und schlachtgerüstet.

Bei Groß-Benneschau ritt ich mit 30 Husaren und 20 Jägern auf Fouragierung, kommandirte die Husaren in ein Kloster, und rückte selbst mit den Jägern in ein herrschaftliches Schloß, wo wir Wägen zusammentrieben, und Heu und Stroh zu laden anfingen. Unser Empfang war gut, wir vertheilten uns. —

Ein östreichischer Husarenlieutenant mit 36 Pferden hatte mich und meine Schwäche aus einem verdeckten Gebüsch beobachtet — meine Leute waren alle im Aufladen begriffen; meine unvorsichtige

Vedette wurde überrumpelt und auf einmal war der Feind im Meyerhofe, auch alle meine Leute gefangen. Ich selbst saß beim feurigen Ungarwein ruhig im Schlosse bei der gnädigen jungen Frau, und sah mit Schrecken aber wehrlos dem Spektakel zu. — Unentschlossen und schaamroth über meine Unvorsichtigkeit, wollte mich eben die junge schöne Frau verstecken, da ich im Hofe einmal feuern hörte — kurz gesagt! meine Husaren, die ich in das Kloster detachirt hatte, erhielten von einem Bauer Nachricht, daß ein östreichisches Kommando im Busche laure. — Sie sahen es von weitem auf meinen Meyerhof schleichen, sprengten mit verhängtem Zügel nach und überfielen die Oestreicher kaum zwei Minuten später, nachdem sie mich überfallen hatten.

Jetzt galt's! Wie schleunig, wie freudig sprang ich hinunter, etliche Husaren entwischten beim Hinterthore hinaus, wir machten aber nach kurzem hitzigen Gefechte, wo mein Säbel seinen Mann fand, 22 Gefangene, nebst einem Lieutenant vom kalnekischen Regimente; zwei waren erschossen, und fünf blessirt. Von meinen Leuten hinge-

gen waren zwei Jäger, die wehrlos im Heustalle arbeiteten, niedergehauen.

Gleich wurde die Fouragierung mit mehr Vorsicht unternommen: die erbeuteten Pferde dienten theils zum Vorspannen, und nachdem ich in dem benachbarten Kloster 150 Dukaten abgeholt, und diese unter meine Kommandirte getheilt hatte, um ihnen das Maul zu stopfen, marschirte ich zur Armee, von der ich bei zwei Meilen entfernt, und, wie ich selbst glaubte, gänzlich abgeschnitten war.

Auf allen Seiten um mich herum hörte ich schießen, sahe ich östreichische Flankeurs, überall wurden Fouragierer angegriffen: ein versprengter Lieutenant mit 40 Pferden schloß sich mir an: dies stärkte meine Bedeckung, hinderte mich aber in das Lager zu kommen, da ich Nachricht erhielt, daß mehr als 800 Husaren und Panduren vor mir herumschwärmten. Ich zog mich seitwärts, nahm einen Umweg, und kam mit meinen Gefangenen und 25 beladenen Wagen glücklich im Hauptquartiere an. Der von der Rekognoscirung eben zurückgekommene König saß eben bei der Tafel, da ich in das Zelt eintrat. Und weil ich die Nacht ausgeblieben war, hatte Jedermann geglaubt, ich sei

gefangen worden, welches verschiedenen an eben dem Tage geschehen war. — Selbst der König glaubte es.

Gleich beim Eintritte fragte der König: „Kömmt Er allein?“ Nein, Ihro Majestät! ich bringe 25 beladene Wagen und 22 Gefangene mit ihren Pferden und Offizieren. — Gleich mußte ich mich neben ihm zu Tische setzen, er wandte sich zu dem neben ihm sitzenden, bei ihm sehr in Achtung stehenden, englischen Gesandten, und sagte, indem er ihn auf die Schulter schlug, — und mich ihm mit den huldreichsten seiner Blicke vorstellte: „C'est un matador de ma jeunesse! *)“

Wie herrlich klangen diese Worte in dem Munde des Monarchen, des Feldherrn, der wohl der größte Menschenkenner seiner Zeit war, wie mußten sie das Herz eines talentvollen eitlen jungen Offiziers zu beleben und zu neuen Thaten anzufeuern nicht geeignet sein, aber wie sehr erregten sie auch den Neid, und wurden dadurch die bedingte Ursache jener Unfälle, an denen Trencks Lebensglück auf immer scheiterte. —

*) Dieser ist die Zierde meiner jungen Offiziere.

Der König, der, wie ich hörte, vor Tische sehr verstimmt gewesen war, war nun heiter. Er machte (um mit Trencks eigenen *) Worten fortzufahren) wenig Fragen, wo ich, meiner Unachtsamkeit bewußt, bei einer jeden zitterte. — —

Wie mir dabei zu Muthe war, ist leicht zu errathen. Ich hatte wegen grober Unvorsichtigkeit bei dieser Begebenheit die Kassation verdient und wurde öffentlich gelobt!! Ist dieses nicht ein sichtbares Vorbild unserer gewöhnlichsten Weltbegebenheiten, wo dem Offizier der Lohn des Verdienstes seiner Soldaten traf. Wie mancher General hat durch einen Fehltritt eine Schlacht gewonnen, die seiner Weisheit zugeschrieben wurde?

Der rechtschaffene Unteroffizier, der mich aus dem Labyrinthe riß, verdiente eigentlich, was ich erhielt.

Bei vielen Vorfällen meines Lebens, wo ich Ruhm und allgemeinen Beifall, Ehre und Achtung erwarten sollte, war Schmach und Fesseln mein Lohn.

---

*) Wir führen diese Worte wörtlich an, weil sie die Verhältnisse Trencks mit dem großen Friedrich zeigen und uns in die Tiefe seines Charakters blicken lassen.

Der Monarch, welchem ich mit Herz und Seele diente, wurde durch Verläumdung und Wahrscheinlichkeit hintergangen: übereilte sich im Urtheil und strafte mich als einen treulosen Uebelthäter.

Indessen war die Furcht, daß die Wahrheit, wobei so viele Zeugen reden konnten, bekannt werden und mich öffentlich beschimpfen würde, eine Folter, die mir alle Ruhe und Freude hinderte.

An Geld fehlte es mir nicht. Ich gab jedem Unteroffizier 20, und jedem Gemeinen einen Dukaten aus meinem Beutel, um Verschwiegenheit zu erwirken.

Die Leute liebten mich, und versprachen alles: indessen nahm ich mir vor, bei der ersten Gelegenheit dem Könige die Wahrheit zu sagen.

Diese ereignete sich binnen zwei Tagen.

IX.

Wir marschirten; ich führte als Cornet den ersten Zug, und der **König** ritt neben der Paukenwacht. Er schien heiterer als je.

Er winkte mir und redete mich an: „Jetzt erzähl' er mir, Trenck, wie hat er seinen letzten Coup gemacht?" — —

Ich glaubte sicher, daß ich bereits verrathen war: der Monarch machte aber bei der Frage eine so gnädige Miene, daß ich frischen Muth faßte und ihm alles trocken erzählte, wie es wirklich zugegangen war.

Ich bemerkte Verwunderung in seinen mir bereits bekannten Gesichtszügen, aber daß ihm meine Offenherzigkeit gefiel. —

Diesen Augenblick benutzte ich dergestalt durch einen reueerfüllten Vortrag, daß er mir nicht einmal einen Verweis gab.

Er sprach eine halbe Stunde lang nicht als König, sondern als Lehrer und Vater, lobte meine

Offenherzigkeit, und schloß mit den Worten, die ich ewig nicht vergessen werde:

„Folg' er meinem Rathe, — vertraue er sich mir ganz, — ich will aus ihm einen Mann machen."

Wer Gefühl hat, der urtheile, was eine so große königliche Handlung in meiner Seele für Eindruck verursachte.

Von diesem Augenblicke an war mein ganzer Wunsch, meine Zielscheibe, die Ehre, für mein Vaterland zu arbeiten, für mein Vaterland zu bluten.

Das ganze Vertrauen war von diesem Augenblicke an für mich gewonnen, und ich empfand den Winter hindurch tägliche Merkmale desselben in Berlin; wurde meistens mit in seine gelehrten Gesellschaften gezogen, und meine Aussicht in die Zukunft war beneidenswürdig. Ueber dem erhielt ich diesen Winter mehr als 500 Dukaten an Geschenken.

So weit seine eigenen Worte.

Dieser Feldzug war für den jungen Freiherrn v. Trenck sehr lehrreich, denn die preußische Kavallerie bildete sich in ihm trefflich aus gegen einen schnellen und kühnen Feind, fechtend gewöhnten sie sich an den kleinen Krieg und alle Strapazen und

Entsagungen, und überall war König Friedrich das Vorbild des Muthes und der Geistesgegenwart; betrachten wir ihn noch einmal, wie ihn Trenck uns mit Kraft und Wahrheit zeichnet:

„Bei der Retirade aus Böhmen war der König selbst nebst der Garde zu Pferde, zu Fuße, den Pikets der Kavallerie, mit dem ganzen Hauptquartier und dem zweiten und dritten Bataillon Garde in Kollin; wir hatten nur 4 Feldstücke bei uns; unsere Escadron lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden unsere Vorposten in die Stadt getrieben: die alarmirten Husaren sprengten einzeln hinein — die ganze Gegend wimmelte von feindlichen leichten Truppen, und mein Kommandeur schickte mich zum König, um Befehl zu holen.

Nach vielem Suchen fand ich den König auf dem Kirchthurme mit dem Perspektive in der Hand. Nie habe ich ihn so unruhig, so unentschieden gesehen, als an diesem Tage. — Der Befehl war:

Wir sollten gleich retiriren, durch die Stadt marschiren, und in der Vorstadt gesattelt und gezäumt bereit stehen.

Kaum waren wir in derselben, da ein Regen einfiel und die dickste Finsterniß heran brach. Ge-

gen 9 Uhr Abends erschien der Pandure Trenck mit seiner Panduren- und Janitscharmusik, zündete etliche Häuser an, und fing an aus dem Fenster zu feuern. Hochauf loderte die Flamme.

Die Verwirrung wurde allgemein — die Stadt war so voll, daß wir nicht hineinkonnten. Das Thor gesperrt, und über demselben feuerten unsere kleinen Feldstücke.

Der Trenck hatte das Wasser abgraben lassen, und um Mitternacht standen wir mit den Pferden bis am Bauche in der Fluth, wirklich wehrlos. Wir verloren sieben Mann und mein Pferd wurde am Halse blessirt.

Sicher ist es, daß in dieser Nacht der König und wir alle gefangen wären, wenn mein Vetter seinen fortgesetzten Sturm (wie er mir in der Folge selbst erzählte) hätte ausführen können. Es wurde ihm aber mit einer Kanonenkugel der Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück und das Pandurenfeuer hatte ein Ende.

Tags darauf erschien das nassauische Korps zu unserm Succurs. Wir verließen Kollin, und während des Marsches sagte mir der König:

„Sein sauberer Herr Vetter hätte uns heute

Nacht einen garstigen Streich versetzen können; er ist laut Deserteursnachricht erschossen worden. Er fragte mich, wie nahe ich mit ihm verwandt sei, — und hierbei blieb's.

Wer war froher als Trenck? Des **Königs** Nachsicht machte ihn dreister und **übermüthiger**, zumal da er noch oft Gelegenheit sah sich auszuzeichnen, und man ihn bereits suchte, wenn irgend etwas Kühnes ausgeführt werden sollte. —

Das Selbstvertrauen ward zur kecken Vermessenheit — und diese führte ihn zum Pfade des Verderbens. — —

X.

Ewig bleibt es wahr, daß der Mensch besser das Unglück zu ertragen vermag, als das Glück, denn jenes macht ihn standhaft, dieses aber übermüthig und verzagend.

Trenck machte in Berlin in den höchsten Damenzirkeln sein Glück. Er vereinte Kraft mit Anmuth, bonhomie mit Keckheit und jenem Selbstvertrauen, das über Frauenherzen so leicht siegt. Der schöne mit Ruhm gekrönte Gardeoffizier war überall willkommen, und eroberte die Herzen der Damen so leicht durch seines Auges Feuerblick, als er früher die feindlichen Batterien in kühner Feindesattaque erstürmt hatte, dies gab ihm jene Suffisance, die dem jungen reichen Kavalier so wohl kleidete, ihm aber oft die Dehôrs der Klugheit vergessen ließ. Er war aber weniger vorsichtig als im vorigen Jahre, vielleicht auch mehr beobachtet.

Ein Lieutenant von der Fußgarde, der zugleich

ein öffentlicher Ganimedes war, (und gegen den er ohnedem schon einen natürlichen Haß, wie gegen alle Menschen solcher Gattung im Herzen trug) griff ihn wegen seiner geheimen Liebe mit Stichelreden an. Sie waren so boshaft, daß eine Forderung zum Zweikampfe erfolgen mußte. Der Stand als Offizier, wo das Ehrgefühl jedes andere überstrahlt, und die unbescholtene Ehre die Achtung der Welt erhalten konnte, welche dem Offizier sein Dasein geben, erheischt es, Leib und Leben zu wagen, um den Verläumder zu züchtigen.

Freiherr von Trenck gab dem Verläumder den Namen, den er verdiente, dieser zog den Degen, die blitzenden Klingen kreuzten sich, die Funken sprühten aus dem Stahl, Trenck parirte die Klinge des Feindes, als sie eben nach seiner Brust schlug.

Der Nachhieb saß dem Feinde im Gesichte, und der Zweikampf oder vielmehr das Rencontre war zu Trencks Ehre geendet.

Es machte Aufsehen in der Residenz und bald hatte die geschwätzige Fama es dem Könige hinterbracht, welcher so sehr den Muth seiner Offiziere anzufeuern wußte, jedoch ihren Uebermuth nicht leiden konnte.

Bei der Kirchenparade sagte der König im Vorbeigehen:

„Herr! der Donner und das Wetter wird ihm auf's Herz fahren — nehm' er sich in Acht!" —

Und hierbei blieb es.

Wenige Zeit hernach kam er wenige Augenblicke zu spät auf die Parade.

Der König, welcher ihn schon beobachtet und vermißt hatte, schickte ihn nach Potsdam zur Garde zu Fuße in Arrest, wo er auf der langen Brücke sein Zimmer erhielt.

Nachdem er 14 Tage gesessen, kam der Obrist, Graf Wartensleben zu ihm, und rieth ihm, er solle bitten. — Er war noch zu unerfahren in Hofränken, merkte folglich nicht, daß er mit einem Kundschafter sprach, und stellte sich unwillig über den langen Arrest, für einen Fehler, der gewöhnlich mit drei, höchstens sechs Tagen abgebüßt war. — Er blieb also sitzen. —

Abermals verflossen acht Tage; — der König kam nach Potsdam, — Trenck wurde vom General Bork, Generaladjutanten des Königs, ohne den Monarchen zu sehen, mit Briefen nach Dresden geschickt. —

Bei seiner Zurückkunft meldete er sich bei dem Monarchen auf der Parade — und da die Eskadron in Berlin stand, fragte er:

„Befehlen Ew. Majestät, daß ich zur Eskadron nach Berlin reite? — — Die Antwort war: — — wo kömmt er her? — — aus Dresden. Wo war er, ehe er nach Dresden ritt? — — in Arrest. — — So gehe er wieder hin, wo er gewesen ist. Und hiermit war er wieder Arrestant; und blieb es wirklich bis auf drei Tage vor dem Ausmarsche, da sie im Anfange Mai aufbrachen, und nach Schlesien mit schnellen Schritten zum zweiten Feldzuge marschirten.

Als man erkannte, daß sich das Vertrauen des Königs von Trenck abwandte, gewann der Neid neuen Muth und die Kabale spann ihr Netz, in welches er früher oder später zu seinem Verderben stürzen mußte.

Der Neid erhob nun seine Rabenfittiche und blickte mit tückischem Luxauge umher, wo er die verwundbare Stelle fände, und wodurch er die Gnade des Königs, der tausend Jugendstreiche, aber keinen boshaften Trotz verzieh, ganz von dem verdienstvollen Offiziere abwendig machen könnte.

Seine Treue, sein Gehorsam, seine Vaterlandsliebe mußte verdächtig werden, und wenigstens der Schein des Verrathes auf ihn fallen, hierzu fand sich Gelegenheit, und wie man sie benutzte dies möge uns Trenck mit seinen eigenen Worten erzählen.

Seine eigene Verwandtschaft mußte der Kabale das Schwerdt in die Hand geben, und er sich selbst in die listig angelegte Schlinge verwickeln.

Unser Trenck erzählt selbst:

„Franz Freiherr v. d. Trenck, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandirte, war 1743 in Baiern schwer blessirt, hatte meiner Mutter nach Preußen geschrieben, und ihr gemeldet, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernannt habe.

Diesen Brief schickte mir meine Mutter sogleich nach Potsdam. Ich ließ ihn aber unbeantwortet, weil ich damals mit meinem Zustande, mit meinem Monarchen so zufrieden war, so zufrieden zu sein Ursache hatte, daß ich mein Glück nicht mit Mogulsschätzen vertauscht hätte.

Nun war ich den 12. Februar 1744 in Berlin bei meinem Garde du Corps-Kommandanten, dem Rittmeister von Jaschinsky, welcher in der Armee Oberstenrang hatte, nebst dem Lieutenant

von Studnitz und meinem damaligen Zeltkameraden dem Kornet von Wagenitz in Gesellschaft. Letzterer lebt noch und ist kommandirender General der hessencasselschen Kavallerie.

Hier fiel nun die Rede auf den östreichischen Trenck, und Jaschinsky fragte mich, ob ich mit ihm verwandt sei.

Die Antwort war ja; und zugleich erzählte ich ihm, daß er mich zum Universalerben eingesetzt habe. — — —

Er fragte, was ihm geantwortet habe? — — — Gar nichts. — — —

Hierauf munterte mich die ganze Gesellschaft auf, ich sollte bei einem so wichtigen Glücke weder gleichgültig, noch undankbar sein: wenigstens danken und die gute Gesinnung für die Zukunft zu erhalten suchen.

Mein Chef setzte hinzu: — — — Schreiben Sie ihm, er solle Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken!

Geben Sie mir den Brief, ich will ihn durch den sächsischen Legationsrath von Bossart bestellen lassen: mit dem Bedinge, daß ich auch ein ungarisches Pferd erhalte.

Es ist keine Staats- sondern Privatfamilien-korrespondenz, die Verantwortung nehme ich auf mich. — — — Sollte ich anstehen, dem Rathe meines Chefs zu folgen?

Sogleich setzte ich mich nieder, schrieb, indem ich durchaus nichts Verrätherisches im Sinn und Herzen hegte, einen Brief, und dieser Brief war mein Unglück.

Wäre mir jemals ein Verhör über diesen Vorfall gestattet worden, so hätten die vier gegenwärtigen Zeugen, die den Inhalt dieses Briefes gelesen, meine Unschuld sonnenklar gerechtfertiget. Ich zeigte ihn meinem Chef.

Jaschinsky übernahm also diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst, und hat ihn, so glaub' ich's, auch wirklich zu meinem Unglücke befördert.

Ich muß, fährt Trenck in seiner Biographie fort, von diesem Briefe umständlich handeln, weil er die einzige Quelle aller meiner, bis zum grauen Haare erlittenen, Drangsale wurde. — —

Vorläufig aber muß ich noch eine zufällige Begebenheit erwähnen, die eigentlich hierher gehört, und mir den ersten Verdacht unschuldig zugezogen hat. So folgt immer ein Unglück aus dem andern.

In der Kampagne 1744 wurde unter vielen andern auch mein Reitknecht mit 2 Handpferden, als wir allzu kühn vorrückten, von den Trenckischen leichten Truppen gefangen. Die Pferde waren schön und brav. —

Ich sollte an eben dem Tage, da wir in das Lager rückten, mit dem Könige recognosciren reiten. Mein Pferd war müde; ich meldete, da ich jetzt kein anderes Pferd hatte, dem Könige mein Unglück, und sogleich schenkte er mir einen Engländer.

Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden, und einem feindlichen Trompeter zurück, mit einem Billet, ungefähr dieses Inhalts:

„Der östreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschickt rc. rc."

Da ich mich noch eben an demselben Tage bei dem Monarchen meldete, machte er eine finstere Miene, und sagte: — — —

„Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er das meinige nicht." — — —

An Neidern meines Glücks fehlte es mir damals nicht. Es gab allerhand Stichelreden, bis ich endlich einen gewissen Lieutenant P...s vor die Klinge nahm, ihn wohlgezeichnet abfertigte, und durch mein Betragen erwies, daß ich ein preußisches Herz hatte. Ueberhaupt hat aber dieser Vorfall mit den zurückgeschickten Pferden in der Folge viel zu Anfachung des im folgenden Jahre erfolgten Argwohns, bei dem Monarchen beigetragen und mein Unglück befördert.

Alle diese Umstände trugen dazu bei, den Argwohn des großen Friedrich zu wecken und einen Jüngling zu verkennen, welcher, hätte Großmuth seine Jugendfehler verziehen, vielleicht zu einem seiner ersten Feldherrn gereift wäre.

In diesen Verhältnissen begann der zweite Feldzug nach Schlesien, der eben so blutig für sein Heer, als glorreich und ruhmvoll für Friedrich und seine Feldherren war, und den Offizieren in der Schule der Erfahrung und des Kampfes jenes moralische Uebergewicht gab, wodurch sie, durch das Beispiel ihres Königs angefeuert, Muster aller Heere wurden, und mit dem Adel der Geburt, so wollte es Friedrich auch, den des Verdienstes vereinigen.

Nach mehreren Hin- und Hermärschen begannen des Krieges blutige Scenen, welche Trenck mit zu lebhaften Farben zu schildern weiß.

XI.

Zu Kloster Kamenz war des Königs Hauptquartier, daselbst standen sie 14 Tage ruhig, und die Armee kantonirte; da aber Prinz Carl die Thorheit beging, daß er, anstatt sie in Böhmen zu erwarten, in die Ebene von Strigau mit seiner Armee rückte, war er auch sicher geschlagen.

Denn wer die preußischen, großen Manöver, und die wahrhafte, und Schlachten entscheidende, Taktik kannte, der kann ohne Brille, ohne Algebra berechnen, wer auch mit ganz ungleicher Zahl im offenen Felde geschlagen werden muß.

Eilfertig brach also die kantonirende Armee auf.

Binnen 24 Stunden stand alles in Ordre de Bataille.

Den 4. Juni lagen schon 18,000 Todte bei

Strigau gestreckt und die kaiserliche Armee, nebst den alliirten Sachsen, war total geschlagen.

Die Garde du Corps stand auf dem rechten Flügel.

Ehe sie attaquirten, rief der König der Eskadron selbst zu: — — —

„Kinder! zeigt heute daß ihr meine Garde du Corps seid — — — und gebt mir keinem Sachsen Pardon!" — — —

Sie hieben dreimal in Kavallerie und zweimal in Infanterie ein; nichts widerstand einer solchen Eskadron, die gewiß in Leuten, Pferd, Muth, Geschicklichkeit und Ehrgeiz die erste auf Erden war.

Sie allein hatten 7 Standarten und 4 Fahnen erbeutet, und in weniger als einer Stunde war alles entschieden.

Trenck bekam einen Pistolenschuß durch die rechte Hand. Sein Pferd war stark blessirt, und dreimal mußte ihm sein Reitknecht ein anderes geben.

Am Tage nach der Bataille erhielten alle Offiziere den Orden pour le merite; er aber blieb 4 Wochen unter den Blessirten in Schweidnitz, wo gegen 16,000 Menschen auf der Folterbank von

Wundärzten gemartert, und viele erst am dritten Tage verbunden wurden.

Seine Hand konnte er zwar in 3 Monaten nicht brauchen; dennoch kehrte er zur Eskadron zurück, und that in allen Vorfällen seine Schuldigkeit, war täglich bei dem Monarchen, und bei allen Recognoscirungen mit ihm gegenwärtig.

Seine besondere Gnade, und vorzügliche Achtung vermehrte sich alltäglich, und Trencks Enthusiasmus für ihn, so wie sein Diensteifer stieg bis zur Ausschweifung.

Er verrichtete die ganze Kampagne hindurch Adjutantendienste, und Niemand könnte die Geschichte derselben aufgeklärter als der beschreiben, welcher, wie er, ein Augenzeuge bei allen Begebenheiten und zugleich ein Schüler des ersten Meisters in der Kriegskunst war, welcher ihn würdig glaubte, von ihm selbst unterrichtet zu werden.

Diese Blätter gestatten aber kaum, alles konzentrirt zu erzählen, was einen Einfluß auf sein persönliches Schicksal hat.

Hieher gehört also eine Begebenheit, welche des großen Friedrichs Charakter und besondere Art,

Jünglinge für seinen Dienst zu bilden, und sie sich ihm ganz eigen zu machen, schildert.

Trenck liebte besonders die Jagd, und unerachtet sie auf das Schärfste verboten war, so wagte er es dennoch, sich ohne Erlaubniß aus der Armee zu entfernen.

Mit Fasanen beladen kam er zurück; wie erschrak er aber nicht, da die Armee indessen aufgebrochen war, und er kaum die Arriergarde erreichte.

Wie ihm dabei zu Muthe war, ist leicht zu erachten.

Kurz, ein Husarenoffizier lieh ihm ein Pferd, und so kam er zu seiner Eskadron, welche allezeit den Vortrab machte, setzte sich auf sein Pferd, und ritt zitternd vor seinen Zug, den er führen mußte.

Der König hatte ihn aber schon vermißt, oder vielmehr sein ihm seit einiger Zeit feindseliger Kommandant, hatte ihn bereits gemeldet.

Eben, als sie in das Lager rücken wollten, ritt der König daher, erblickte ihn, und winkte ihn zu sich. — — —

Er sahe seine Verwirrung und fragte mit lächelnder Miene: — — —

War er schon wieder auf der Jagd? — —

Ja, Eure Majestät! — — — ich bitte — antwortete Trenck — — —

Er ließ ihn aber nicht ausreden, sondern sagte: — — —

Diesmal hat er's noch zu gute wegen Potsdam — — — nehm' er sich aber künftig in Acht. —

Hier zeigte sich Friedrich nun wieder großmüthig — — aber das alte Vertrauen war doch gewichen. —

Trenck fühlte die Größe seiner Gnade aber — — sein Jugendmuth und seine Uebereilung ließ ihn nicht auf sich Acht haben und deshalb wurden seine Feinde immer aufmerksamer auf seine Blößen. —

Der Feldzug war für das Heer glorreich, für die einzelnen Offiziere und namentlich die der Garde, die der König keineswegs schonte, sehr lehrreich.

Die Garde-Offiziere mußten — immer gerüstet und bewaffnet, — Lagerabstechen, Fouragirungen befehligen und Gallopins machen. Sie hatten Tag und Nacht keine Ruhe und Rast, und immer beachtete sie des Königs helles Feldherrnauge.

Nach verschiedenen Contre-Märschen nahten die Preußen dem Feinde und den blutigen Augen-

blicken der Entscheidung, der der brave Soldat immer froh und getrost entgegensieht.

Bataillen sind Ehrentage, und das Herz schlägt in stärkern Schlägen, wenn die Eisenbraut zu seinem Ruhm und des Feindes Verderben in der Hand blitzt. Dem König gegenüber stand Prinz Carl, ein, wie man glaubt, erfahrner Feldherr, ein Verwandter des Kaiserhauses, und die Entscheidung großer Tage war vorauszusehen, denn Oestreicher und Preußen brannten, sich zu schlagen.

XII.

Die östreichische Armee war der preußischen an physischer Kraft, die preußische der östreichischen an geistiger überlegen, denn hier waltete des großen Friedrichs Feldherrn-Talent, welcher das Ehrgefühl seiner Offiziere zu heroischer Begeisterung zu erheben wußte. Der gemeine Mann stand damals noch auf tiefer Stufe der Cultur, er wurde leider noch durch den Stock dressirt, aber Noth und Mangel ließ ihn eine entscheidende Schlacht wünschen, die dem Sieger die reichen Fruchtkammern Oestreichs, die eben eine neue Erndte wieder füllen sollte, eröffnen würde.

Täglich ließ der König sein Heer in Waffen üben, und die Soldaten durch den kleinen Krieg abhärten; trefflich bildeten sich in diesem die jungen Offiziere, und ihr Herz schlug der nahen Schlacht entgegen.

Hören wir jetzt Trencks eigene Worte:

„Wo ich nicht irre, so war der 14. September der Tag, an welchem die merkwürdige Bataille bei Soor oder Sorau vorfiel. Der König hatte so viele Korps nach Sachsen, auch hin und wieder nach Schlesien und Böhmen, detaschirt, daß wirklich nicht mehr als 26,000 bei seiner Hauptarmee blieben.

Prinz Carl, welcher troß aller Erfahrung, dennoch allezeit seinen Feind nur materiell nach der Zahl abwog, und den Kern der preußischen Macht nicht kannte, hatte den kleinen Haufen der pommerschen und brandenburgischen Regimenter, mit einer Macht von 86,000 Mann eingeschlossen, wollte dieses Häuflein überfallen und uns alle gefangen nehmen.

Nun merke man aus einer treuen Erzählung, wie geheim dieser projektirte Ueberfall müsse entworfen und ausgeführt worden sein. Denn gegen Mitternacht kam der König persönlich in mein Zelt und weckte auf diese Art alle Offiziere aus dem Schlafe, befahl sogleich in aller Stille zu satteln, alle Bagage zurück zu lassen, und sich bei dem ersten Wink zur Bataille zu richten. Indessen blieben alle Pferde an ihren Plätzen stehen, und die Mannschaft zum Aufsitzen fertig, in ihren Zeltern.

Ich und Lieutenant von Pannewitz mußten mit dem Könige reiten. Der Monarch selbst brachte seine Befehle durch die ganze Armee, und so erwartete man den Anbruch des Tages mit Sehnsucht.

Gegen das Defilee, wo der König im Voraus wußte, daß der feindliche Angriff geschehen sollte, wurden in möglichster Stille 8 Feldstücke hinter einem Hügel verborgen.

Folglich muß er ja den ganzen östreichischen Plan im Voraus gewußt haben.

Sogar die Vorposten gegen das Gebirge wurden zurückgezogen, um den Feind in seiner Muthmaßung zu stärken, daß er uns alle im Schlafe wehrlos fangen würde.

Kaum brach der Tag heran, so brach ringsherum das Artilleriefeuer von allen okkupirten Anhöhen los, beschoß das ganze Lager, und die feindliche Kavallerie stürzte durch das Defilee herein. —

Im Augenblicke standen wir in Ordre de Bataille, und in weniger als 10 Minuten, sprengten wir schon mit unsern wenigen Eskadronen (wir hatten nur 5 Regimenter Kavallerie bei der Armee) in den Feind mit verhängtem Zügel hinein, der sich erst vor dem Defilee ganz gravitätisch zu formiren

anfing, und keine Gegenwehr, vielweniger einen so überraschenden Angriff vermuthete.

Wir warfen diese in das doppelte Gefilde zurück, sogleich war der König selbst mit den 8 Feldstücken bei der Hand, und machte in diesem gedrängten Haufen, wo Niemand mehr vorwärts konnte, ein Blutbad. — — — Hiermit war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt, und die Bataille gewonnen.

Nadasti, Trenck und die leichten Truppen, welche uns im Rücken angreifen sollten, hielten sich im Lager mit Plündern auf, Niemand konnte die raubsüchtigen Kroaten abhalten: dagegen wir aber unterdessen den Feind schlugen. Merkwürdig ist hierbei Folgendes:

Man brachte dem Könige Nachricht, daß der Feind in das Lager gefallen sei und plündere. — Desto besser, gab er zur Antwort; so haben sie was zu thun, und hindern mich in der Hauptsache nicht.

Wir behielten den vollkommensten Sieg: hatten aber alle unsere Bagage verloren. Das ganze Hauptquartier, welches ohne alle Bedeckung zurückblieb, war gefangen, geplündert, und der Trenck hatte des Königs Zelt, und silbernes Tafelservice davongeführt.

Diese Begebenheit habe ich hier deshalben eingerückt, weil im Jahre 1746, da eben der Trenck, mein Vetter, in Wien der Gewalt seiner ärgsten Feinde überlassen, und in einen sogenannten Kriminalprozeß verwickelt war — — — von einigen nichtswürdigen Bösewichten beschuldigt wurde: Er habe bei der Bataille zu Soor den König selbst im Bette gefangen genommen, und durch Bestechung wieder frei gelassen. — — Noch ärger! eine mit Geld bestochene öffentliche Hure aus Brünn gab sich für die Tochter des Feldmarschalls Schwerin aus, und zeugte vor dem Wiener Kriegsrechte: Sie hätte eben bei dem Könige im Bette geschlafen, da der Trenck in das Zelt eingetreten, den König gefangen, auch sie nebst ihm wieder freigelassen habe.

Was nun das erste betrifft, so bin ich Augenzeuge, daß der wachsame König nicht überfallen werden konnte, besonders da er wußte, daß man ihn überfallen wollte. Ich selbst bin von Mitternacht bis gegen 4 Uhr frühe mit ihm im Lager herumgaloppirt, wo die Anstalten, den Feind zu empfangen, gemacht wurden. Und um 5 Uhr sprengten wir schon zum Einhauen heran.

Der Trenck konnte folglich den König nicht im Bette fangen. Es war die Bataille bereits entschieden, da er erst mit seinen Panduren in das Lager fiel und des Königs Equipage erbeutete." So weit Trencks eigene Worte. —

Nun begann eine der wichtigsten Katastrophen im Leben unseres Trenck.

Wohl mochte Keckheit und Uebermuth, Stolz auf sein Glück und seine Kenntnisse und die Nichtachtung weniger von der Natur begabten Kameraden, ihm Haß und Feindschaft und die Gunst des Königs ihren Neid zugezogen haben. Am meisten beneidete ihn Lieutenant Jaschinsky.

Sie dachten auf seinen Untergang und der Unvorsichtige ging in die Falle, die sie ihm legten, und sein Glück scheiterte für immer an den Plänen der Bosheit und des Neides.

Trenck sollte durch Trenck untergehn, und sein Name und seine Verwandtschaft mit dem östreichischen kühnen Partheigänger, dem Panduren-Chef Obrist Franziscus Freiherr von der Trenck ihm das Netz sein, worin er sich finge und aus dessen Fäden er sich nur rettete, um lange

traurige Jahre später nach tausend Leiden unter dem Fall=Beile zu verbluten.

XIII.

Der Plan zu Trencks Verderben war wohl ersonnen und klug und folgerecht ausgeführt.

Er erhielt eines Tags durch die Feldpost von dem Panduren=Obersten, Baron Trenck, einen Brief folgenden Inhalts:

Lieber Cousin!

„Aus dem Schreiben de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herum zu tummeln. Ich habe bereits in voriger Kampagne erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zu Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen

Armen empfangen, und als seinen Sohn und Freund, Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird rc.

Im Oestreichischen Hauptquartier.

Franz Freiherr von der Trenck.

Ob dieser Brief von seinen Feinden untergeschoben oder von dem ungarischen Freiherrn von Trenck wirklich geschrieben war, um seinen Vetter ins Unglück zu bringen, ist nie gewiß erörtert worden, beiden Partheien sieht diese Bosheit ähnlich, denn auch der ungarische Trenck war ein falscher und intriguanter Mensch, dessen Lebensgeschichte ein Zusammenhang interessanter Begebenheiten und tollkühner Streiche ist, und in dessen Charakter Stolz, Muth und Bosheit innigst verwebt sind. —

Er beneidete seines Vetters Glück und Ruhm, gönnte ihm die Gunst des großen Friedrichs nicht, und so war es wohl möglich, daß er die Pferde nur deshalb zurückschickte, um ihn dem König verdächtig zu machen.

Dieser Franziscus Freiherr von der Trenck, kaiserlich königlicher Oberst und Chef eines Corps Panduren und slavonischer Husaren, hat selbst eine Lebensgeschichte von sich her-

ausgegeben, und namentlich uns seine Jugendbegebenheiten mit so frischen Farben geschildert, daß sie gewiß eine äußerst angenehme Lektüre abgeben.

Für jene Zeit ist Trencks Darstellung immer noch lobenswerth, und die unumwundene Treuherzigkeit, mit welcher er seine Schicksale erzählt, läßt wenigstens an ihrer Wahrheit nicht zweifeln; sie mögen in einem besondern Werkchen *) zum Theil mit seinen eigenen Worten Platz finden.

---

*) Anmerkung:
Leben, Thaten, Abentheuer, Gefängniß und Tod
des
Franz Freiherrn von der Trenck,
Ihro Römisch-Kaiserl. und Königl. Majestät in Ungarn und Böhmen rc. rc. wirklichen Obristen über ein Corps Panduren, Slavonischen Husaren und Croaten, berühmten Parteigängers und Vertilgers der Slavonischen Räuber.
Ein Charactergemälde der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Nach seiner eigenen Biographie und andern gleichzeitigen Nachrichten dargestellt
von
Theodor Wahrmann.
Leipzig, 1837,
bei Ludwig Schreck.

XIV.

Der Brief machte allgemeines Aufsehn. Trenck bemerkte nicht, daß er bereits 4 Monate alt war, er hatte keinen Argwohn, daß er untergeschoben sein könnte und im Gefühl der Eitelkeit von einem feindlichen Befehlshaber, welcher, ihm geistes- und blutsverwandt, eine so wichtige Rolle in diesem Feldzuge spielte, besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu sein, übersah er den schadenfrohen Blick, welchen ein ihm feindlicher Offizier, der eben bei der Ankunft des Briefes nicht ohne Absicht gegenwärtig war, auf ihn warf. Dieser Offizier war ein polnischer Edelmann Jaschinsky, ein junger Mann von hübscher Figur und Anstand, aus altem Adel, den der König sehr schätzte, aber ein Mensch voll Tücke, Neid und Dünkel. Trencks militärische Vorzüge hatten ihn beleidigt und er fürchtete, daß er ihn aus des Königs Gunst verdrängen würde. Dieser Jaschinsky, den Connexionen unter die nähern Umgebungen des Mo-

narchen gebracht hatten, war damals ein Liebling Friedrichs, der sich in den ersten Jahren seiner Regierung nur zu sehr durch ein hübsches Aeußere bestechen ließ. Er war ein Kundschafter und heimlicher Zuträger auf Rechnung akkreditirter Verläumdung; wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit deshalb vom Könige cassirt und aus seinem Lande gejagt wurde.

Er war damals der Liebhaber der schönen sächsischen Residentin von Bossart in Berlin und durch sie kam der falsche Trenckſche Brief in Sachsen oder Oestreich auf die Post, um unter Trencks Adresse befördert zu werden. Indessen hatte er alle Tage Gelegenheit, den Lieutenant von der Trenck bei dem Könige verdächtig zu machen, und seinen verläumderischen Entwurf gegen seine Unschuld auszuführen.

Hierzu kam noch, daß Jaschinsky, der bei einem lustigen Leben immer viel Geld brauchte, seinen Kameraden, dem Herrn von der Trenk eben 400 Dukaten schuldig war, die dadurch gewonnen wurden, wenn Trenk in Ungnade und Arrest fiel, von wo aus er keine Klage erheben konnte. Ein Rencontre, in welchem Trenck seine überwiegende

Gewandtheit und Kunst zeigte, hatte Jaschinsky noch mehr erbittert.

Der Boshafte, Hinterlistige, der täglich in die Suite des Königs kam, welcher gerade in dieser Zeitperiode verstimmter nnd mißtrauischer als jemals war, benutzte einen schwachen Augenblick des Monarchen, und — Trenck war verloren.

Der König glaubte sich getäuscht. — Er, der tausend Jugendfehler verzieh, litt keine Bosheit, Undank galt ihm für das fürchterlichste der Verbrechen, sein Auge blitzte im Zorn, sein Herz war gekränkt, und seine Hand unterzeichnete ein Urtheil, welches über Trencks Schicksal ach! für immer entschied. Der Freiherr von der Trenck betrachtete den Tag der Publikation als den unglücklichsten seines Lebens und suchte seine Unschuld darzuthun. Jetzt steht er bereits mit seinem König vor einem ewigen Richter; und nur Gott weiß es, welche Schuld er zu verbüßen, welche frühere Unthaten er vielleicht zu versöhnen hatte.

XV.

In unumschränkten Monarchieen gleicht der Spruch des Herrschers dem Blitze des Himmels; seine Erscheinung und seine Wirkung ist ein Augenblick. Gleicht des Herrn Gnade den erwärmenden Strahlen der Sonne, so ist sein Zorn zerschmetternd und vernichtend.

Am Tage nach dem Empfange des verhängnißvollen Briefes wurde Freiherr von der Trenck kassirt und ohne Verhör und ohne gehaltenes Kriegsrecht auf Spezialbefehl des Königs, ohne daß ihm irgend Jemand ein Verbrechen vorhielt, arretirt und mit einer Bedeckung von 50 Husaren als ein wirklicher Delinquent aus der Armee nach Glatz auf die Festung geführt. Drei Pferde und seine Bedienten durfte er mit sich nehmen; seine ganze Equipage aber blieb zurück, die er nicht wieder gesehen hat, und eine Beute des Herrn von Jaschinsky wurde. Seine Stelle war sogleich durch

den Standartenjunker Herrn von Schätzel ersetzt, und er war kassirt ohne zu wissen warum, auch auf unbestimmte Zeit ein Arrestant auf der Festung Glatz. *)

Die Festung Glatz gehörte zu den bedeutendsten, aber durch ihre Lage auch zu den ungesundesten der Monarchie; sie war deshalb auch zu einem Strafort bestimmt, und die verurtheilten Offiziere mußten theils in abgesonderten Kerkern ihre Tage vertrauern, theils wurde ihnen der Aufenthalt am Tage in den Zimmern des wachhabenden Offiziers gestattet.

Nur in der Nacht mußten sie in abgeschlossenen Zimmern weilen.

Freiherr von der Trenck saß, so wollte es der König, noch im keinem Kerker, sondern bei dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herum spazieren gehen und behielt seine Leute zur Bedienung.

---

*) Freiherr von Trenck macht bei dieser Gelegenheit in seiner merkwürdigen Selbstbiographie dem gepreßten Herzen in bittern Vorwürfen Raum, die hier zu wiederholen nicht der Ort ist.

Weil es ihm an Gelde nicht fehlte, und in Glatz auf der Zitadelle nur ein Kommando vom Mütschevalschen Garnisonsregimente die Dienste verrichtete, wo die Offiziere alle arme Ritter waren, so hatte er bald Freunde und Freiheit genug und alle Tage war offene Tafel bei dem reichen Arrestanten.

Was aber sein Herz dabei empfand, kann nur der entscheiden, welcher ihn im Jugendfeuer auf der Ehrenbahn gekannt, in Berlin in seinen Glücksumständen gesehen und jemals empfunden hat, was ein ehrgeiziges Herz in seiner dermaligen Lage empören konnte.

Stolz und Ehrgeiz vereinte sich in dem Charakter mit jenem Trotze des Uebermuthes der Jugend. Er schrieb an den König, seine Worte flossen aus erbittertem stolzen Herzen.

Er bat nicht, er forderte trotzig Verhör und Kriegsrecht, ohne Nachsicht und Gnade, wenn er schuldig erkannt würde. — — — —

Dieser pochende Ton eines beleidigten feurigen und leichtsinnigen Jünglings gefiel dem Monarchen, der als Feldherr von seinen Offizieren unbedingten Gehorsam verlangte, und seinen Adel

nur deswegen so sehr begünstigte, weil er von ihm unverbrüchliche Treue, Gehorsam und Anhänglichkeit an den König, den höchsten Lehnherrn, verlangte, nicht.

Trencks Feinde benutzten die ernste Stimmung des Königs, gossen Oel in das Feuer seines Zorns und Trenck erhielt keine Antwort. —

Dies nahm der stolze Jüngling für Verachtung, und war nun fähig, jedes Mittel der Selbsthülfe zu versuchen.

Unter den Offizieren der Besatzung, von denen sich mehrere zurückgesetzt glaubten, hatte er bald sein Geld und seine offene Tafel, ja durch sein Unglück selbst Freunde gefunden. Durch einen dieser Offiziere, dessen Namen Trenck aus Schonung verschweigt, war der Briefwechsel mit dem Gegenstande seines Herzens, — den Trencks Worte nur rathen lassen und nie nennen, — bald in Ordnung und Sicherheit gebracht. Dort war man überzeugt, daß er nie einen untreuen Gedanken gehegt hatte, noch zu bergen im Stande war. Man tadelte die Uebereilung, den falschen Argwohn des Königs, versprach ihm gewisse Hülfe und schickte ihm 1000 Dukaten, damit es ihm in Arrest nicht an Geld fehle.

Hätte er in diesen kritischen Umständen einen aufgeklärten und redlichen Freund gefunden, welcher sein aufloderndes Feuer dämpfen, seinen Stolz zügeln, seinen Unmuth erheitern konnte, so wäre nichts leichter geworden, als dem Monarchen, — der ihm früher wirklich geneigt war, — durch gelassene Demuth und gegründete Vorstellungen von seiner Unschuld zu überzeugen, auch seiner Feinde Anschlag zu vereiteln. — Die Offiziere der Glatzer Garnison aber gossen Oel in die Gluth seines Herzens.

Sie glaubten, das Geld, welches er unter sie freigebig austheile, käme aus Ungarn, und Jeder ermunterte den Gefangenen, der auch beim Klange der Pokale seine Schwermuth und seinen tiefgrollenden Schmerz nicht verlor, nicht noch einmal um Gnade zu flehen, sondern sich Selbsthülfe und Freiheit durch Flucht zu schaffen. Nichts war leichter als dieses mit Hülfe der Offiziere auszuführen und der Gedanke ward zum Entschluß, zumal da Trencks Baarschaft allmählig abnahm.

Endlich, nachdem er ungefähr fünf Monate, die ihm lange Jahre deuchteten, unthätig und grollend im Kerker zugebracht hatte, und der Friede erfolgte, welcher den Garde-Offizieren wieder im

Glanze der Residenz und des Hofes die Freuden des Lebens genießen ließ, der König nach Berlin zurückkehrte und Trencks Stelle vergeben hatte, erbot sich ein gewisser Lieutenant von Piaschky, vom Fouquetschen Regimente und der Fähnrich Reitz, welcher oft bei dem Gefangenen die Wache hatte und ihn persönlich liebte, sie wollten Anstalten machen, daß er aus Glatz entweichen und sie beide mitnehmen könnte. Alles ward abgeredet und beschlossen.

Es saß aber eben damals ein gewisser Rittmeister von Manget vom Natzmerschen Husarenregimente, ein geborner Schweizer, neben ihm in den Glatzer Gefängnissen. Er war kassirt, auf 10 Jahre zum Arrest verurtheilt und hatte monatlich nur 4 Reichsthaler zu verzehren.

Diesem Manne hatte Trenck viel Gutes gethan. Aus Mitleid wollte er ihn mit sich befreien; es ward abgeredet, beschlossen und ihm vorgetragen.

Gleich waren die Verbündeten durch diesen Schurken verrathen, welcher hierdurch Gnade und Freiheit erhielt.

Piaschky erhielt in Zeiten Wind, daß Reitz bereits Arrestant war und rettete sich durch Deser=

tion. Reitz leugnete, ward aber mit Manget konfrontirt, und weil er den Auditeur mit 100 Dukaten gewinnen konnte, kam er mit Kassation und einem Jahr Arrest davon. Trenck hingegen ward nunmehr als ein Verführer der Offiziere des Königs in ein enges Gefängniß eingeschlossen und scharf bewacht.

XVI.

Trencks Schicksal war nun in Glatz unendlich verschlimmert und der Monarch in seinem Argwohn bestärkt, auch äußerst gegen ihn aufgebracht, daß er, den man doch so schonend behandelt hatte, zu entfliehen gesucht hatte. —

Er war also sich selbst überlassen, betrachtete sein Schicksal nur von den unübersteiglichen Seiten und sann nur auf Mittel zur Flucht oder zu sterben, weil das enge Gefängniß seinem feurigen Temperamente in die Zukunft unerträglich fiel. —

Die Garnison hatte er immer auf seiner Seite,

und das Geld, das ihm noch übrig war, konnte ihm zum goldenen Schlüssel werden, der die eiserne Gefängnißthür eröffnete. Schon hatte es ihm wieder Freunde gemacht, und lassen wir uns jetzt den den Anschlag seiner Befreiung ihn selbst erzählen, da gerade die Einzelnheiten und die Darstellung zu besiegender Hindernisse der Sache Interesse geben! —

„Mein Fenster," (spricht er in seiner Lebensgeschichte) „war an der Lärmschanze bei 15 Klafter hoch gegen die Stadtseite zu gelegen. Ich konnte also nicht aus der Zitadelle kommen, und mußte zuvor in der Stadt einen Zufluchtsort suchen. Dieser ward mir zuvor durch einen Offizier bei einem ehrlichen Seifensieder versichert. Dann schnitt ich mit einem Federmesser, welches schartig gemacht war, drei eiserne Stangen durch, die von ungeheurer Dicke waren. Da aber dieses zu lange aufhielt und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, ehe ich zum Fenster hinaus konnte, so steckte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich sehr vorsichtig arbeiten mußte, um nicht von der Schildwache gehört zu werden. Sobald dieses war, schnitt ich mein ledernes Felleisen in Riemen, nähete sie zusammen, wozu ich einen aufgelöseten Zwirnstrumpf

brauchte; nahm meinen Bettlaken zu Hülfe und ließ mich von dieser erstaunlichen Höhe glücklich hinunter. Es regnete, die Nacht war finster und alles ging glücklich. Ich mußte aber durch die Senkgrube der öffentlichen Kloake durchwaten, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und dieses hatte ich nicht vorhergesehen. Mein Unstern wollte es: Ich sank nur bis über die Knie hinein, war aber nicht im Stande, mich herauszuarbeiten; alles, was möglich war, geschah; ich steckte aber so fest, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor und der Schildwache in meiner Todesangst zurief: — „Melde dem Kommandanten, daß der Trenck hier im D—e steckt!! — Die Wache wurde abgelöst und es geschah! —

Nun war zur Vergrößerung meines Unglücks damals der General Fouquet Kommandant in Glatz. Dieser war ein weltbekannter Menschenfeind, hatte sich mit meinem Vater als Hauptmann duellirt, war von ihm blessirt, und der östreichische Trenck hatte ihm seine Bagage 1744 weggenommen, auch die Grafschaft Glatz in Kontribution gesetzt. Er war also ein Hauptfeind des Trenckischen Namens, ließ mich dieses bei allen Gelegen-

heiten empfinden, und bei dieser, mich bis gegen Mittag zum öffentlichen Schauspiel der Garnison im Schmutze stecken, dann aber erst herausziehen, wieder in mein Gefängniß einsperren, und mir den ganzen Tag kein Wasser geben, um mich zu reinigen. Niemand kann sich vorstellen, wie ich aussah, meine langen Haare waren bei der Arbeit gleichfalls in die Pfütze gerathen, und mein Zustand war wirklich erbarmungswürdig, scheußlich, verabscheuungswürdig, ehe man mir ein Paar Arrestanten gestattete, die mich reinigten.

Welch' ein Unterschied zwischen meinem jetzigen Zustande und jenen schönen Abenden, wo ich im Glanze der Jugend und des Reichthums als Kavalier und Offizier der Garde bei Hoffesten brillirte und das Auge der Schönsten der Damen auf mir mit seelenvollem Blicke haftete! —

Sic transit gloria mundi! *) — —

So ändern Zeiten den Menschen, so kann er von der Höhe des Glücks in des Abgrunds Tiefe fallen!"

Bis hieher seine Worte.

Seine Gefangenschaft ward strenger, er selbst

---

*) So vergeht der Ruhm der Welt.

jetzt von Argusaugen bewacht; aber eben diese Härte, dieses Hinbrüten im engen Kerker ließ ihn, den Stolzen, die Wünsche der Verzweiflung fassen. Die Nächte wurden schlaflos, die Tage unerträglich. Ruhmbegierde folterte seine Seele und das Bewußtsein seiner Unschuld war im wehrlosen Kerker ein reizender Trieb, diesem quälenden Zustande ein Ende zu machen.

Blut sollte fließen, fremdes oder eigenes und die Freiheit um jeden Preis errungen sein.

XVII.

Eines Morgens kam der Major Doo, ein falscher und boshafter Mann, welcher mir und den Meinigen längst Feind war, in den Kerker.

Sein kaltes, abstoßendes Benehmen, der Hohn, der ihm um Mund und Lippe schwebte, und in seiner Stimme unverkennbar war, goß die Flamme der Verzweiflung in Trencks erbittertes Herz; Trenck faßte sich noch einmal und fragte, ob man in der

Festung nicht wisse, wie lange sein Arrest dauern werde? Da antwortete der Major, einen Blick der Verachtung auf den Unglücklichen werfend:

„Ein Verbrecher, ein Verräther seines Vaterlandes, der hochverrätherisch mit dem Feinde im Briefwechsel steht, hat keine bestimmte Zeit und nichts als die Gnade des Königs zu erwarten. —

Diese Worte erhöhten den Zorn des erbitterten Herzens zur Verzweiflung.

Trenck, welcher noch nicht gefesselt war, sprang von seinem Sitze, riß dem Major den Degen von der Seite stürzte zur Thür hinaus, warf die erschrockene Schildwache die Stiege hinunter — fand am Stockhausthore die Wache unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablösung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Hand auf den Leib: — alles erschrak, war überrumpelt, machte Platz; er hieb rechts und links, blessirte vier Mann, lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehr des Hauptwalles und gerades Wegs von der erstaunlichen Höhe hinunter ohne allen Schaden, behielt auch sogar den Degen in der Hand. Auch den zweiten niedern Wall sprang er eben so glücklich hinunter. Niemand hatte ein geladenes Gewehr, Nie-

mand wollte nachspringen, und um ihn zu verfolgen, mußte man zuvor durch Umwege in die Stadt, dann aber erst zum Thore hinaus, folglich hatte er bei einer halben Stunde im Voraus, ehe ihm Jemand folgen konnte.

Bei einer engen Passage an einem Außenwerke lief ihm eine Schildwache entgegen und widersetzte sich seiner Flucht. Bald war sein Gewehr mit dem Bajonnette ausparirt, und er erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andere Schildwache vom Außenwerke kam ihm von hinten auf den Leib, er sprang schleunigst über die Pallisaden, blieb aber mit dem Fuße zwischen denselben stekken, ward mit einem Bajonnettenstoße in der Oberlippe verwundet, dann aber bei dem Fuße festgehalten, bis andere zu Hülfe kommen, die ihn mit Kolben zerstießen und übel zugerichtet in sein Gefängniß zurücktrugen, weil er sich wie ein Verzweifelter vertheidigte. —

Sicher aber ist es, daß wenn er vorsichtiger über die Pallisaden gesprungen wäre und lieber zuvor die auf ihn zulaufende Schildwache auch in die andere Welt expedirt hätte, — weil ihm sodann Zeit genug übrig blieb, mit schnellen Füßen das

Gebirge zu erreichen, ehe ihm Jemand folgen konnte, so wäre er am hellen Tage um 12 Uhr Mittags mitten aus der Festung Glatz durch alle Wachen und Werke entsprungen, auch unfehlbar glücklich nach Böhmen gekommen. Einzelne Nachsetzer hätte er mit dem Degen in der Faust nicht gescheuet, und er konnte damals so schnell wie der erste Läufer vorwärts kommen. —

Das Glück allein, spricht er, welches mir wirklich mit Wunder bis an die äußersten Pallisaden durchhalf, war mir aber bei der Ausführung des verwegensten Unternehmens nicht günstig, und hiermit hatte alle Hoffnung ein Ende. —

Sein Arrest ward verschärft, man gab ihm einen Unteroffizier mit zwei Mann in das Zimmer, die mit ihm eingeschlossen und von draußen wieder bewacht wurden. Er war elendiglich mit Kolbenstößen zugerichtet, sein rechter Fuß war verrenkt, er spie Blut, und seine Wunde war erst nach 4 Wochen geheilt. Nun war er wieder im Kerker und fand, da er suchte, auch bald neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Er lernte die Soldaten kennen, welche ihn bewachten; an Gelde fehlte

es ihm nicht, und mit diesem, auch durch erregtes Mitleiden konnte man bei den mißvergnügten preußischen Soldaten Alles ausrichten. Bald hatte er also ein Komplott von 32 Mann auf seiner Seite, die auf seinen Wink bereit waren, Alles zu unternehmen. Keiner wußte vom andern, außer zwei und drei, folglich konnten sie alle nie verrathen werden. Der Unteroffizier Nikolai war sein gewählter Anführer.

Die Zitadellgarnison bestand damals nur aus 120 Köpfen vom Garnisonregimente, welches in der Grafschaft Glatz vertheilt war, und 4 Offiziere wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in seinem Verständniß waren. Alles war veranstaltet, und die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für den unbesonnenen Trenck in einem Ofenloche an seinem Kerker versteckt. Sie wollten alle Arrestanten befreien und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschiren.

Ein östreichischer Deserteur verrieth abermals die ganze Sache, und jetzt wagte der Unteroffizier Nikolai das Höchste.

Im Augenblick, wo er sich verrathen sah, sprang er mit gezücktem Pallasch in die Kasematte und rief:

Brüder, ins Gewehr! wir sind verrathen! Alles folgte ihm nach der Wache des Stockhauses. Der wachhabende Offizier behielt nur 8 Mann bei sich, die kein geladenes Gewehr hatten. Seine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten Alles niederzuschießen, sprengten an meine eiserne Thüre, die aber zu stark, die Zeit hingegen zu kurz war, um länger zu arbeiten, er rief mir zu — ich sollte mir heraushelfen — es war unmöglich. Und so marschirte der beherzte Mann nebst 19 Köpfen, die ihm folgten, mit geschultertem Gewehr nach dem Feldthore. Der daselbst mit 6 Mann wachhabende Unteroffizier ward gezwungen sich mit ihm zu vereinigen. Und auf diese fast unglaubliche Art kam er glücklich bis nach Braunau in Böhmen. Denn ehe Lärm in der Stadt wurde und ein starkes Kommando ihn zu verfolgen ausrücken konnte, hatte er gewiß schon den halben Weg gewonnen.

Dieser Zufall hatte für Trencks Schicksal den entscheidensten Einfluß. Man hielt ihn für einen Complottmacher, Verführer der Offiziere und der Soldaten und stellte ihn vor das Kriegsrecht, welches bei überwiesener Schuld nur das Urtheil schmachvollen Todes aussprechen konnte.

Er trat vor's Verhör und sprach dort die Worte der Verzweiflung, in welcher aber das Bewußtsein seiner Unschuld als Vaterlandsverräther lag.

XVIII.

„Ich bin," sagte er, „ein ohne Verhör nach Kriegsrecht verurtheilter Offizier, dem keine Pflicht ferner für das Vaterland abgefordert werden kann. Das Naturgesetz giebt mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten und meine Freiheit auf alle mögliche Art zu suchen. Dieses ist der einzige Gegenstand aller verzweifelten Unternehmungen, und ich will mich retten oder ich werde sterben. Ich bitte um keine Gnade, ich verlange Gerechtigkeit."

Diese Worte des Trotzes erhöhten die Schärfe seines Arrestes. Enger ward sein Verhaft, härter die Behandlung und nur sein Adel schützte ihn noch vor Ketten, die dem Edelmann nur dann gegeben werden konnten, wenn er, bereits verurtheilt, dem Henker übergeben war.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In der Nacht seines Betrübnisses erleuchtete ein Strahl der Freude Trencks Seele. Er erhielt einen Brief von jener hohen Geheimnißvollen, die der Schutzgeist seines Lebens, das Ideal seiner Seele war. Sie schrieb:

„Je pleurs avec Vous. Votre mal est sans remède; voici ma dernière. Je n'ose plus risquer — Sauvez Vous, si Vous pouvez; je suis pour Vous la même en tout evenement, lorsqu'il est possible, de Vous être utile. Adieu malheureux ami! Vous méritez un autre sort."

Das heißt zu deutsch:

„Ich traure mit Ihnen. Ihr Uebel ist ohne Hülfe. Dies ist mein letzter Brief. Ich darf weiter nichts mehr für Sie wagen. Retten Sie sich wo möglich! Ich bin für Sie allezeit und in allen Vorfällen die alte Freundin, wenn es nur möglich ist, Ihnen nützlich zu sein. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund! Sie verdienen ein besseres Schicksal!"

Dieser Brief erschütterte Trencks Herz. Un-

willkührlich ergoß sich ein Thränenstrom aus seinen Augen, und der vor dem Tode nicht gezittert, der ruhig in den Lauf der auf ihn zielenden Pistole blickte, ach, er zitterte jetzt vor dem Gedanken, die Edelste der Frauen, die er als eine Heilige verehrte, niemals wiedersehen zu können. — — — Sein Leben war ihm nun Qual. — — —

Fortan war der Kerker für Trenck eine Hölle; er verzichtete auf Leben, um Freiheit zu gewinnen, und fand in der Nacht des Unglücks einen Freund, den Lieutenant Schell.

Dieser verschwor sich mit ihm zur Flucht. Auch diese Verschwörung kam an den Tag, aber ehe der Kommandant einschritt, wagte Schell das Aeußerste.

Ein furchtbarer Wintertag braus'te eben mit den kalten Stürmen des Nordens über die beeiste Flur; da trat Schell, den Degen in der Hand, in Trencks Kerker und rufte: Freund, wir sind verloren, wir retten uns! Er nahm den Trenck bei der Hand und führte ihn aus dem Gefängniß; die Wache ließ sie, den Offizier salutirend, passiren, sie erreichen das Zeughaus, die Brustwehr. Noch wenige Schritte, sie sind gerettet.

In diesem Augenblicke begegneten ihnen der Major und Adjutant.

Rasch sprangen die Flüchtlinge über die Brustwehr. Schell verrenkte sich den Fuß, und bat Trenck, ihn zu tödten, um ihn, da er nun gefangen werden mußte, vor schmachvoller Todesstrafe zu retten. Die Furcht gab Trenck Kraft und Muth, er ergriff den unglücklichen Freund, und trug ihn auf seinen Schultern über die beeisten Gräben aus dem Bereiche der Festung, deren Kanonen ihnen bald entgegen donnerten, deren Trommeln wirbelten und wo sofort ein Piquet zum Nachsetzen, welches scharf geladen hatte, nachgeschickt wurde; v. Trenk war nur mit einem Unteroffiziersäbel bewaffnet, beide aber fest entschlossen, sich selbst zu entleiben, ehe sie sich gefangen gäben. Es stürmte und wehte, die Fußwege waren überschneit, auf die Straße durften sie sich nicht wagen, und eben glaubten sie die Gebirge der böhmischen Grenze zu erkennen, als sie das Nachsetzen des Kommando gewahrten.

Stärker klopfte das Herz im Vorgefühl des nahen Todes. Da erkannten sie in den Nachsetzenden den Lieutenant Bart und Hauptmann Zerbst.

Der preußische Offizier hatte von je einen De-

gen für den Feind, ein Herz für den Freund, und wo er Kameradschaft schloß, da galt sie für ein Leben; er opferte sich selbst auf, um den Freund zu retten.

Hauptmann Zerbst sprengte, während Bart mit den Husaren rechts abgeritten war, mit verhängtem Zügel an die Flüchtlinge und rief ihnen mit geflügelten Worten zu: Brüder! macht, daß ihr links gegen das dort liegende einzelne Haus kommt; dort ist die Grenze, die Husaren sind so eben rechts geritten; er ritt seitwärts, als ob er Trenck nicht gesehen hätte.

Trenck trug den unglücklichen Schell, der auf seinen Schultern wimmerte. Auch ihm schlotterten die Knie, auch seine Kraft verließ ihn, die Füße schmerzten, die Zähne klapperten vor Frost und schneidend wehte der brausende Nordwind. Endlich mußte Trenck den Freund auf die Erde setzen, dessen Fuß bereits zu schwellen begann, und dessen Pulse im Schmerz fieberhaft schlugen.

Wo sind wir? fragte er ihn, wo liegt Böhmen? wo fließt die Neisse?

Der gute Mann konnte sich nicht fassen, wußte sich nicht zu besinnen und verzweifelte an aller möglichen Rettung, und bat nur, er sollte ihn

nicht lebendig da lassen; — zur Flucht sei keine Möglichkeit.

Jetzt erst besann sich Trenck, daß die Neisse mit einem Kordon besetzt war; doch wagte man das Aeußerste. Im Sturm und Wetter hatten sich wahrscheinlich die Kordonisten in die Dörfer zurückgezogen und der eintretende Nebel verhinderte weit umzuschauen. Deshalb wagte man das Ufer des Flusses Neisse zu erreichen. Sie war an diesem Orte nicht gefroren, aber voll Schneeschlacker und einzeln auf ihr fortschwimmender Eisschollen. Durchtragen war nicht möglich, weil Trenck die Hände zum Schwimmen gebrauchte. Schell mußte sich also an seinem Haarzopf festhalten und so erreichten sie das vom Glatteis schlüpfrige Ufer in der achten Abendstunde des 24. Dezembers, der für Millionen ein Abend der Freude und der Herzenserhebung ist. Nun sollten sie noch die Nacht über unter freiem Himmel bleiben.

Der unglückliche für seinen Freund sich aufopfernde Schell litt Alles, was ein Mensch nur leiden konnte, bewies aber auch, wie viel ein Mensch leiden kann.

In der Neisse fanden sie einen Fischerkahn,

fuhren stromabwärts und erreichten das Gebirge, hörten aber, als der Morgen anbrach, noch immer die Thurmuhr und das Morgenläuten von Glatz, und sahen nur zu sehr, daß sie einen Bogen gegangen waren und wenig Stunden von der ihnen so furchtbaren Festung entfernt sein konnten.

Müdigkeit, Frost und Schmerz wurden noch durch Hunger erhöht und der Gaumen brannte im fieberhaften Durst, den das schmutzige Schneewasser nicht stillen konnte. Endlich sahen sie ein Dorf, welches am Fuße des Gebirges lag; hier galt es List. Die Bauern mußten irre geführt werden.

XIX.

Beide Flüchtlinge waren ohne Hüte und glichen mehr Räubern als Offizieren, so verstört war ihr Antlitz. Schell hatte aber seine Schärpe und Ringkragen als wachhabender Offizier am Leibe, welches ihm bei Bauern noch Ansehn geben konnte.

Nun schnitt Schell seinen Kameraden in den

Finger, bestrich sich Hand und Rock mit Blut und verband ihm den Kopf.

Trenck trug Schellen bis an's Dorf, hier band letzterer dem Trenck die Hände auf den Rücken und rief: Hülfe! Hülfe! — —

Trencks eigene Worte mögen es erzählen, da sie so viele interessante Nüancen geben. — —

„Schell rief, seinen Schmerz und Hunger überwindend, mit möglichst lauter Stimme, indem er sich in Positur warf: „Auf, ihr Bauern! lauft in's Dorf, der Richter soll im Augenblick einen Wagen anspannen, — ich habe den Spitzbuben eingeholt, er hat mir das Pferd erstochen, wodurch ich ein Bein verrenkt: — ich habe ihn dennoch zusammengehauen und gefangen — geschwinde einen Wagen, damit er noch gehenkt werde, ehe er krepirt."

So ließ er sich halb tod in das Zimmer schleppen. Ein Bauer lief in das Dorf. — Ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatten großes Mitleid mit mir, gaben uns Milch und Brot, — wie erquickte uns diese milde Gabe! — wie erstaunten wir aber, da der alte Bauer den Lieutenant v. Schell beim Namen nannte, auch versicherte, das er wüßte, wir wären selbst die Deser-

teure, weil schon Abends vorher ein nachsetzender Offizier im Wirthshause gewesen, uns genannt, unsere Kleidung beschrieben, auch die ganze Geschichte der Flucht erzählt hatte. Dieser Bauer kannte den Lieutenant v. Schell, weil sein Sohn unter dessen Kompagnie diente und er öfters mit ihm in Habelschwert, wo er im Quartier lag, gesprochen hatte.

Hier war also nichts anderes übrig, als schleuniger Entschluß und Gegenwart des Geistes. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauer im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war, und ihm indessen sogar den Weg sagte, den wir zu nehmen hätten, um Böhmen zu erreichen. Wir waren nur ein und eine halbe Meile von Glatz weg und waren vielleicht 6 Meilen hinterwärts und vorwärts im Gebirge umhergerirrt. Das Mädchen folgte mir, ich fand drei Pferde im Stalle, aber keinen Zaum. — Ich bat sie beweglich, mir zu helfen; sie war gerührt, und wäre mir vielleicht auf der Stelle gefolgt. Gleich gab sie mir zwei Zäume; ich führte die Pferde hinaus — rief den Schell; er erschien mit seinem lahmen Fuße; ich half ihn hinauf. — Der alte Bauer weinte und bat um seine Pferde;

hatte aber zum Glück keinen Muth, vielleicht auch keinen Willen, uns zu hindern, denn mit einer Mistgabel hätte er uns, die wir fast wehrlos waren, wenigstens so lange aufhalten können, bis das Dorf herzugeeilt wäre.

So ritten wir ohne Sattel noch Hut auf dem dem Kopfe davon. Schell in Uniform mit Schärpe und Ringkragen, ich aber in meinem rothen Garde du Corps-Rocke. Beinahe war alle Hoffnung vereitelt, indem mein Pferd nicht von der Stelle gehen wollte.

Als ein guter Reiter fand ich aber Mittel; Schell ritt vor und kaum waren wir einige hundert Schritt entfernt, so sahen wir die Bauern schon aus dem Dorfe hinter uns her laufen.

Unser Glück war der Feiertag, — Alles war in der Kirche und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Es war etwa 9 Uhr frühe. Denn wenn die Leute zu Hause gewesen wären, so waren wir ohne Retttung verloren. Ich war müde und Schell lahm; wir hätten also auch nicht davon laufen können.

XX.

Unser Weg ging gerade nach Wünschelburg. Hier war kein Mittel als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch 4 Wochen vorher daselbst im Quartier gelegen; Jedermann kannte ihn, unsere Equipage stellte ohne Sattel noch Hut nichts anders als Deserteurs vor; die Pferde liefen aber ziemlich gut und wir kamen glücklich durch, obgleich in der Stadt 80 Mann Infanterie und 12 Husaren zum Verfolgen der Deserteurs in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst Alles; folglich ritten wir um die Stadt herum, durch die Vorstadt, und da er von da den Weg nach Bummern kannte, so kamen wir daselbst gegen 11 Uhr Vormittags glücklich an; nachdem wir vorher den Kapitän Zerbst, wie ich bereits erzählte, begegnet waren. Welche Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, kann nur der denken, aber nicht schildern, der sie wirklich empfunden hat. Ein ehrlicher Mann, welcher im unverdienten Kerker leidet,

und durch Eigenmacht die Sklavenkette zersprenget; der wirklich sich die verlorne Freiheit trotz aller Fürsten- und Menschenmacht wieder zu geben wußte, fühlt bei einem solchen Vorfalle so viel Abscheu gegen alle Eigenmacht, daß ich selbst noch nicht begreifen kann, wie ich mich jemals wieder entschließen konnte, in einem despotischen Staate zu leben, wo Freiheit, Ehre, Glück, Zufriedenheit und Güter von der Willkühr eines Gebieters abhangen, welcher auch mit dem besten Willen das Ganze eines ausgedehnten Staates nicht übersehen kann."

Trenck umarmte seinen Freund, der so unendlich viel gethan und sein Erstes war, an den König zu schreiben und ihm den ganzen Verlauf der Sache vorzutragen. Er hoffte alles von des Monarchen Gerechtigkeit, und wie groß war sein Schreck, als er durch die dritte Hand erfuhr, daß König Friedrich seine Geduld und seinen Gehorsam nur auf die Probe habe stellen wollen, daß er nur auf ein Jahr zur Festung verurtheilt war. Jetzt ward es ihm klar, warum die erste Zeit sein Arrest so leicht war; jetzt aber erkannte er auch das ganze Gewebe schwarzer Chikane, die ihm Jaschinsky gespielt hatte, der mit seinen Feinden in der Festung im Einverständniß war.

Auf Trencks Eigensinn bauten sie den Plan des Verderbens, er sollte von Stufe zu Stufe fallen, die Pforte der Subordination zerbrechen und sich in Vergehen stürzen, welche den Pflichten des Offiziers Hohn sprachen, und nach den Gesetzen des Kriegs, die zu jener Zeit noch mit Blut geschrieben waren, unwiederbringlich ins Verderben führen mußten.

Trenck war durch des Königs Spruch auf die Festung gesendet; der Monarch wollte den Unbesonnenen nur schrecken, und hätte Trenck gebeten, abermals wäre über ihn die Sonne der Gnade in Friedrichs Antlitz aufgegangen. Da aber Trenck nicht bat, sondern trotzig sein Recht verlangte, so konnte der Monarch nicht zurücktreten, so eilte Trenck in der Verfinsterung seines Herzens im Schmerz beleidigten Ehrgefühls dem Verderben entgegen und riß seine unschuldigen Freunde mit sich fort. Sein Verhängniß hatte es also beschlossen, daß alle mögliche Wahrscheinlichkeit zusammentreffen mußte, um ihn aus seinem Vaterlande zu verdrängen. Eines folgte aus dem Andern, bis sich endlich sein Schicksalsberg bis zum unübersteiglichen aufthürmte.

Ewig bleibt das Wort des Weisen wahr: „Die Klugheit ist es, die wir uns selbst zur Göttin machen können, und die, verachtet, unser Dämon wird.“ Trenck verachtete sie und so ward er der Schmidt seines eigenen Unglücks. Denken wir uns seine Lage: er war noch nicht 20 Jahre, hatte alle Freuden der Jugend, das lustige Leben der Hochschule, das brillante Leben der Offiziere, der prächtigsten der Garden und des Hofes Friedrichs genossen. Umleuchtet hatte ihn der Sonnenblick der Gnade eines Monarchen, der der größte seiner Zeit war, und aus vollen Schaalen hatte er die Lust des Ruhmes getrunken, und jetzt, was war er? ein Flüchtling im Schmutze des Elends, ein Verbrecher gegen die Gesetze des Krieges, und ausgestoßen aus dem Reiche seiner Kameraden, welche der glänzendsten Laufbahn entgegen gingen.

Wohl mußte dieses alles sein Herz erbittern und seinen Worten jene Sprache geben, die ganz geeignet ist, Herzen zu erzürnen, und neue Feindschaft zu erwerben. Durch seine ganze Lebensbeschreibung ergehen sie.

Fahren wir nun in der Geschichte selbst weiter fort.

XXI.

Der Freiherr von Trenck war nun in Böhmen, das noch vor kurzer Zeit das Land seiner Thaten war. Jetzt war er dort als ein Fremdling, ohne Geld, ohne hinreichende Kleider, ohne Schutz, und seiner eignen Führung schon im 20. Lebensjahre überlassen.

In dem böhmischen Städtchen Braunau hatte er im Jahre 1744 bei einem Leinweber im Quartier gelegen und diesem Manne selbst Anschläge gegeben, auch mit geholfen, seine besten Habseligkeiten zu vergraben und vor der Plünderung zu retten.

Dankbar und freudig empfing ihn der ehrliche Mann in seinem Hause. Zwei Jahre vorher war Trenck in demselben unumschränkter Gebieter mit 9 Pferden, 5 Bedienten, voller Hoffnung und mit der günstigsten Aussicht in die Zukunft, und jetzt erschien er bei ihm als Flüchtling, der Schutz sucht,

der Alles auf einmal verloren hatte, was ein junger Mensch auf Erden verlieren kann.

Auch hier bewies sich die Wahrheit der Erfahrung, daß Mitleid und Theilnahme in den Häusern der Armen am liebsten verweile, und daß der arme und geringe Mann einen Blick der Herablassung nie vergißt, auf der andern Seite aber zeigt uns Trencks Schicksal das wankelmüthige Glück, welches sich, wie schon der römische Dichter Horaz in einer seiner schönsten Oden ausruft, nur im Wechsel gefällt, und in seinen Launen bald erhöht, bald stürzt. Wohl dem! den das günstige nicht übermüthig, das fliehende nicht feig macht, und welcher sich in den Stürmen der Welt und des Lebens in seine Tugend hüllen kann, und fest bleibt, ohne durch Halsstarrigkeit den Unfall zum Verderben zu erheben. Das Letztere war bei dem Helden unserer Darstellung nur zu sehr der Fall, und dies der Stein des Anstoßes, die Quelle seiner künftigen Leiden.

Nach Verlauf von drei Wochen, wo die Flüchtlinge im Hause des armen Leinewebers die liebenswürdigste Gastfreundschaft genossen hatten, war der Fuß des Lieutenants Schell geheilt. Hingegen

war Trencks Uhr, Schells Schärpe und Ringkragen verkauft und seine ganze Kasse bestand in weniger als 4 Gulden.

Die Zeitung meldete zu selbiger Zeit, daß der berüchtigte Pandurenkommandant Trenck in Wien, auf welchen der unsrige seine Hoffnung gesetzt hatte, in einen schweren Criminalprozeß verwickelt sei. Nun galt es für unsern Flüchtling einen Reiseplan zu entwerfen.

Man beschloß, nach Preußen zu gehen. Dort wollte Trenck seine Mutter aufsuchen, sich mit Geld versehen und dann in russische Dienste gehen. Schell sollte ihn begleiten. Da der arme gutmüthige Leineweber seine Gäste nicht mehr erhalten konnte, so mußte die Reise trotz der furchtbaren Winterwitterung und der unwirthlichen Wege baldigst angetreten werden. Freiherr von Trenck und von Schell nahmen also Pässe als: gemeine preußische Deserteurs! mit umgekehrten Namen — Trenck hieß Knert, — Schell — Lesch. — — Portepee, Adel mußten sie vergessen, und in bitterer Armuth, Hunger und Noth und der Verachtung, die den Armen trifft, entgegen eilen. —

XXII.

So gingen sie am 21. Januar Abends, bei Sturmwetter und und schneidender Kälte, ohne gesehen zu werden, aus Braunau. Ein Freund von Trenck hatte ihnen ein Paar Sackpistolen, eine Flinte und drei Dukaten gegeben, welche letztere noch für die allernöthigsten Kleidungsstücken und als Vergeltung für den armen Leineweber in Braunau zurückblieben.

Der Mond leuchtete durch das zerrissene Schneegewölk, im Leichengewande des Schnee's lag mit Glatteis bedeckt die Erde; der Sturm klirrte mit den Eiszapfen der Dächer und Bäume, und gleich Dieben in der Nacht zogen unsere Flüchtlinge dahin, und es geschah dies zu einer Zeit, wo Trenck, hätte ihn die Gnadensonne des Königs noch beschienen, im neuaufblühenden Palmyra des Nordens, im Athen der Spree, im schönen Berlin auf dem glänzenden Hofball, als der schönste der

Gardeoffiziere im Blüthenkreis holder Frauen, in den Reichen der Freude weilen und die Freude und den Lebensgenuß aus vollen Bechern schlürfen konnte, den vielleicht eben jetzt seine Freunde und Neider an die Lippe setzten.

So war's seines Schicksals Wille! — Der Freund aus Neurode war kein großmüthiger, denn Trenck hatte selbigem in den Tagen seines Glücks, als er in Noth war, hundert Dukaten geliehen, die er nie zurück erhielt, und als er nur um einen Theil der Schuld bat und seine Noth vorstellte, erhielt er diese drei Dukaten als Almosen? und die Wahrheit des Wortes bestätigt, daß derjenige, welcher sich in der Noth auf Freunde verläßt, verlassen ist.

So war denn die Reise angetreten, ein Weg von 170 Meilen lag vor ihnen, und doch wurde sie vollendet, und eine Skizze des Reisejournals wird unsern Lesern nicht langweilig sein, da es ein Bild der Gefahren und wunderlichsten Abentheuer ist. — Wir schließen diese Abtheilung und rufen den armen Pilgrimen ein herzliches Glückauf zu. — Möchte ihn und seinen Gefährten ein guter Genius begleiten.

XXIII.

Auszug des Journals der Fußreise Trencks und seines Freundes.

Von Braunau in Böhmen über Bilitz durch Polen nach Meseritz und von da über Thorn nach Elbing, 169 Meilen ohne zu betteln noch zu stehlen.

Den 18. Januar 1747 gingen wir von Braunau über Politz bis Nachod 3 Meilen. Die Kasse bestand in 3 fl. 45 Kr.

Den 19. nach Neustädl. Hier vertauschte Schell seine Uniform gegen einen grauen Handwerksburschenrock und erhielt von einem Juden noch 2 fl. 15 Kr. heraus. Von da kamen wir nach Reichenau; in allem 3 Meilen.

Den 20. auf Leutomischel 5 Meilen, wo ich ein warmes Brot, das erst aus dem Ofen kam, begierig aß, und beinahe am Magenkrampf gestorben

wäre. Wir mußten hier einen Tag liegen bleiben, und der Wirth ließ uns wenig Geld durch eine gottlose Rechnung im Beutel übrig.

Den 22. über Tribau nach Zwittau in Mähren, 4 Meilen.

Den 23. bis Sternberg, 6 Meilen. Dieser Marsch war dem armen Schell wegen seines noch schwachen Fußes zu stark, und dennoch mußte er den folgenden Tag

Den 24. bis nach Leipnitz, 4 Meilen, in tiefem Schnee und mit leerem Magen aushalten. Hier verkaufte ich meine Halsschnalle um 4 fl.

Den 25. bis nach Freiberg über Weiskirch nach Drachotusch, 5 Meilen. Auf diesem Wege fanden wir früh Morgens eine Violine im Futteral, die Jemand verloren hatte. Der Wirth in Weiskirch gab uns 2 fl. dafür, und versprach sie dem, der sich dazu legitimiren würde, zurückzugeben, weil sie wohl 20 fl. werth war.

Den 26. nach Fribeck in Oberschlesien, 2 Meilen.

Den 27. auf ein Hannakisch Dorf, 4½ Meile und

Den 28. über Scotscha nach Bilitz, 3 Meilen.

Nun waren wir an der polnischen Grenze. Jetzt erst begannen die Strapatzen in einem Lande, das bei aller Gastfreiheit seines Adels durch die Unsauberkeit des gemeinen Volkes und die schlechten Wege, die verrufenen Judenwirthschaften und seine die Straßen unsicher machenden Wölfe zu den unwirthlichsten gehörte. Dieses Land sollten die armen Flüchtlinge in der Kälte des Winters durchpilgern.

Da Bilitz die Grenzstadt zwischen Polen und den östreichischen Staaten ist, so forderte uns der daselbst in Garnison liegende Hauptmann Capi, vom Marschallischen Regimente, den Paß ab. Wir hatten in demselben andere Namen, und waren gemeine preußische Deserteure. Ein aus Glatz desertirter Tambour kannte uns aber und sagte es dem Hauptmann.

Dieser Dummkopf und grobe Menschenfeind ließ uns sogleich arretiren, auch mit despotischer Weigerung alles Gehörs, nach Teschen zurück, und noch dazu zu Fuße mit Verachtung führen. Dieses betrug 4 Meilen.

Dort kamen wir zum Obristlieutenant Baron Schwarzer, der ein rechtschaffener Mann war,

uns bedauerte, und das grobe Verfahren des Hauptmanns Capi bei so sonnenklarer Rechtfertigung tadelte. Ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal offenherzig. Er that Alles, um mich von der polnischen Reise abzuhalten, und rieth mir den Weg nach Wien an.

Umsonst! mein guter Genius hielt mich damals noch von Wien zurück, und wollte Gott! daß ich mich ewig davon entfernt hätte. Wie manche Drangsale würde ich weniger erlitten haben, und wie glücklich wäre ich den mächtigen Buhlern nach Trenckischen Gütern ausgewichen, die mich verfolgten, und bisher dem Staate unbrauchbar machten.

Ich kehrte also nach Bilitz zurück, abermals 4 Meilen. Schwarzer gab uns bis dahin seine eignen Pferde und 4 Dukaten auf den Weg, die ich ihm dankbar in der Folge bezahlt habe, und ewig nicht vergessen werde, weil sie meinen Zweck beförderten und mir ein Paar neue Stiefeln verschafften.

Indessen war mein ganzes Blut gegen den Capi empört. Wir gingen sogleich durch Bilitz nach Biala, auf die polnische Grenze. Von da schickte ich ihm ein Kartell, und forderte ihn auf

Degen oder Pistolen; erhielt aber keine Antwort. Er erschien auch nicht und bleibt in meinen Augen ein Schurke in Ewigkeit.

Etwas muß ich doch bei dieser Gelegenheit meinen Lesern von meiner damaligen Lage sagen: da ich mich als einen verächtlichen gemeinen Deserteur, auf Befehl eines elenden Capi, mußte zu Fuße als Arrestant nach Teschen führen lassen, und zu ohnmächtig war, um ihn vor meine Klinge zu bringen. Ich war zwar frei in Polen, ward aber wegen Armuth nur als ein umherschwärmender Taugenichts beurtheilt. Was nützen Ehrgeiz, Tugend, Wissenschaften und Tapferkeit, wenn die Nothdurft fehlt, um in Gesellschaft unsers Gleichen mit erhabener Stirne aufzutreten. Armuth schlägt den Jüngling nieder, entfernt ihn vom Umgange mit Menschen, die sein Glück befördern würden, wenn er Gelegenheit hätte, zu zeigen, was er ist.

Ich war in meinen ersten Lebensjahren allezeit unter den Größten; die größten Männer bildeten mein Herz und waren mein Umgang. Bei dem Hofe des großen Friedrich ward ich unter die Lieblinge gerechnet, und auf einmal stand ich in einem fremden Lande ungekannt, ungeachtet, ver-

ächtlich da, und mußte bei großer Kälte, Mangel, Hunger und schweren Schritten zu Fuße alles mögliche Ungemach der Leibes und der Seele ertragen; mich von denen entfernen, nach welchen das Herz schmachtete und vorwärts in die Welt gehen, ohne eigentlich zu wissen, wohin.

Ich war zu stolz, mich Jemand zu entdecken.

XXIV.

Die Grundherrschaft von Bilitz und Biala war der reiche Fürst Sulkowsky, einer der ersten Reichswürdenträger des Königreichs Polen. Eben war er auf seinem Schloß, ein Wort von mir und als Freiherr von Trenck saß ich an seiner Tafel, trank aus goldenen Bechern seinen Wein, begleitete ihn als Kavalier auf seine Jagd und konnte wohl durch ihn in den Dienst des Königs von Polen treten, doch es kämpfte der Nationalsinn und die Vaterlandsliebe des Preußen, der der Grund des Volkscharakters ist, in meinem stolzen Herzen

gegen das Gefühl der Rache bittergekränkten Ehrgefühls, ich schwieg und duldete, Alles ward mir leicht zu ertragen, nur die Grobheit und Brutalität despotischer Ortsbehörden, die sich so gern an den armen Reisenden versucht, waren mir Dornen ins wunde Herz, und ein Blick der Verachtung mir fürchterlicher als Kälte und Hunger und der Schmerz des wunden Fußes. Nach dreitägigen mühsamen Wanderungen, die die in Eis gehenden Bäche und Ströme oft lebensgefährlich machten, erreichten wir am Abende eines trüben Tages das Loretto Polens, den unermeßlich reichen durch sein heiliges Muttergottesbild als Gnadenort berühmten Clarenberg zu Kloster Czenstochowa, — von welchem ich aber so Manches zu verkünden hatte, was eben nicht wohl lautete. —

Wir kehrten am Fuße des Klosterberges in das Wirthshaus bei einem wahren Biedermanne, Namens Lazar, ein. Dieser hatte als Lieutenant in kaiserlichen Diensten gestanden, viele Schicksale erlitten, und ward endlich ein armer Gastwirth in Polen. Wir hatten keinen Kreuzer in der Kasse, forderten trocknes Brod, der rechtschaffene Mann ließ uns aber an seinem Tische essen. Ich vertraute

ihm die reine Wahrheit unserer Umstände, auch die Absicht dieser Reise. Kaum hatten wir gegessen, so kehrte ein Wagen ein; und drei Herren, die Kaufleuten ähnlich sahen, kamen in das Zimmer. Sie hatten eigene Pferde, einen Bedienten und einen Kutscher.

Die Herren blieben über Nacht in unserm Wirthshause, sahen uns ganz gleichgültig an und sprachen wenig. Wir gingen schlafen; in der Nacht weckte uns aber der rechtschaffene Wirth, und erzählte mit Erstaunen: diese Herren wären verkleidete uns nachgeschickte Preußen und hätten gegen ein ihm angetragenes Geschenk von 50, dann gar von 100 Dukaten von ihm die Einwilligung verlangt, uns in seinem Hause zu überfallen, zu binden und nach Schlesien zu führen. Er hatte es aber standhaft und großmüthig ausgeschlagen, ob ihm gleich noch überdies eine große Belohnung versprochen wurde — dann aber heilige Verschwiegenheit gegen uns versprechen müssen, wofür man ihm 6 Dukaten in die Hand drückte.

Hieraus sahen wir deutlich, daß es ein Offizier und zwei Unteroffiziere waren, welche uns der General Fouquet auf dem Fuße nachgeschickt hatte.

Wir dachten zurück, wer das Geheimniß unserer Reise könnte verrathen haben, und fanden, daß es kein anderer als ein gewisser Lieutenant von Mollinie könne gewesen sein, welcher uns in Braunau als ein Freund des Schell aus der Garnison zu Habelschwerdt besuchte, zwei Tage bei uns blieb, und besonders nach dem Wege forschte, auf welchem wir Zuflucht suchten. Er allein wußte es, folglich war er der Kundschafter des Fouquet und hat eigentlich diese Scene verursacht, welche so glücklich für uns ausschlug.

So gefährlich unser Weitergehn war, so wagten wir es doch nach einigen Tagen. Am dritten Tage trafen wir unsere Verfolger, sie hatten sich einer boshaften List bedient, unser Mitleid sollte uns in ihre Schlinge führen.

XXV.

Den 7. gingen wir den Weg nach Parsemech. Kaum waren wir aber eine Stunde vorwärts, so sahen wir von weitem einen Wagen auf der Straße. Wir kamen näher und erkannten den Wagen unserer Verfolger, der im Schnee zu stecken schien und die Herren alle herum. Sobald wir uns näherten, riefen sie uns zu Hülfe. Der Anschlag muß gewesen sein, uns heranzulocken. Schell war ein schwacher Mensch; mir hingegen wäre man in die Arme gefallen, und hätte uns leicht in den Wagen geworfen; denn der Zweck war, uns lebendig zu fangen. Sogleich traten wir aus der Straße und gingen etwa 30 Schritte seitwärts vorbei, mit der Antwort: „Wir haben keine Zeit, Euch zu helfen, meine Herren!“ — Gleich sprangen sie alle Viere aus dem Wagen, rissen Pistolen heraus und liefen uns auf den Leib mit Geschrei — halt! steht Spitzbuben! — wir fingen abgeredetermaaßen an zu laufen, — auf einmal wandte ich mich kurz, und

schoß den ersten, welcher mir ganz nahe kam, mit der Flinte auf das Herz; er fiel. Schell gab Pistolenfeuer, ein paar Schüsse von den letztern fielen zurück, wodurch Schell eine Streifkugel am Halse bekam, — ich griff den andern an, schoß mit beiden Pistolen, — er lief davon. — Ich verfolgte ihn in der Wuth bei 300 Schritte, holte ihn ein, und da er sich mit dem Degen in der Faust wandte, sahe ich, daß er voll Blut war, fand wenig Gegenwehr und hieb ihn nieder. — Gleich wandte ich mich zurück und sah den Schell in der Gewalt der andern beiden nach dem Wagen schleppen. — Rasend stürzte ich auf sie los; kaum erblickten sie mich, da ich ihnen schon fast an den Leib war, und ließen beide in das Feld. — Der Kutscher sahe das Scharmützel, schwang sich auf den Wagen und fuhr davon. —

Schell war also gerettet, hatte aber einen Streifschuß am Halse, und einen Hieb in der rechten Hand, wodurch er den Degen verlor; mir aber versicherte er, daß einer seiner Gegner einen Stoß in den Leib mitgetragen habe. —

Was war nunmehr zu thun? — Der erste, welcher auf der Wahlstatt lag, hatte eine silberne

Uhr in der Tasche, diese riß ich heraus — wollte Geld suchen; — Schell rief mir aber zu, und zeigte mir einen Wagen, der mit 6 Pferden von der Höhe herunter kam. Sollten wir ihn abwarten und vielleicht gar als Straßenräuber arretirt werden?

Die zwei Entsprungenen hätten gewiß gegen uns gezeugt: — in der Geschwindigkeit zum Entschlusse blieb die eilfertige Flucht zur Sicherheit. Ich erhaschte die Flinte des ersten Todten, und seinen Hut. Hiermit eilten wir dem nahen Gesträuche und von da dem Walde zu, nahmen einen Umweg mit tausend Sorgen und kamen Abends nach Parsemech.

Schell hatte sich sehr verblutet, ich verband ihn, so gut ich konnte. In polnischen Dörfern ist kein Chirurgus, es wurde ihm also sehr hart, dies Städtchen zu erreichen. Hier fanden wir nun zwei sächsische Unteroffiziere, die für die Garde in Dresden auf Werbung standen. Meine Größe von 6 Schuhe fiel ihnen in die Augen, gleich ward Bekanntschaft und Antrag gemacht; ich fand an beiden vernünftige Leute, vertraute ihnen also ohne Rückhalt, wer wir wären, auch unsere Tagesgeschichte mit den straßenräuberischen Preußen, und

wir blieben 7 Tage mit diesen guten Sachsen in vertrauter Gesellschaft.

In der Folge habe ich erfahren, daß von denen, die uns angriffen, nur einer nebst dem Kutscher lebendig nach Glatz zurückgekommen ist. Der Offizier, welcher sich zu solcher Schandthat brauchen ließ, hieß Gersdorf, und soll 150 Dukaten bei sich getragen haben, da man ihn tod wegtrug. Welche herrliche und gerechte Beute wäre dieses zu unserer Reisezehrung gewesen, wenn der verdammte Wagen mit 6 Pferden uns nicht von der Wahlstatt vertrieben hätte. — Das Glück war dem Gerechten dieses Mal wieder nicht günstig. Ich war der verrätherisch Angegriffene und mußte mit dem Bewußtsein eines Mordes davon laufen. Die erbeutete Uhr verkauften wir an einen Juden um 4 Dukaten, den Hut ungefähr um 3½ Gulden und die Flinte, weil der Schell keine tragen konnte, um einen Dukaten. Das meiste Geld blieb in Parsemech: — der Chirurgus, ein Jude, gab uns theure Pflaster auf den Weg mit und wir gingen, den Gram im Herzen, die Schmerzensstraße weiter.

Den 15. Februar von Parsemech über Bielun nach Biala, 4 Meilen.

Den 16. über Jerischow auf Micorsen, 4½ Meile.

Den 17. auf Ostrokow und Schwarzwald, 3 Meilen.

Den 18. nach Sdune, 4 und

Den 19. 2 Meilen nach Goblin.

Hier hatten wir kein Geld, kein Brot; ich verkaufte an einen Juden meinen Rock und erhielt einen grauen Kittel an dessen Stelle und 4 fl. baares Geld. Da wir uns dem vorgesetzten Ziele zu meiner Schwester näherten, achtete ich meinen Rock nicht, in der Hoffnung, bald equipirt zu sein. Schell ward aber täglich elender. Seine Wunden heilten langsam und kosteten, da sie öftern Verband bedurften, überall Geld. Die Kälte war ihnen auch schädlich und sie wurden brandig. Oft kamen wir naß und müde in die Rauchstuben, mußten die ganze Reise hindurch in eben den Kleidern auf dem mit scheußlichen Ungeziefern bedeckten Stroh, öfter auch auf der Bank liegen, die schreiende Judenkinder oder Hühner verunreinigt hatten.

Man kann sich folglich kaum denken, was für Ungemach und Elend wir ausstehen mußten. Im Winter durch das unwegsame Polen herumirren,

wo Menschenliebe, *) mit wenigen Ausnahmen in den Schlössern des Adels, die wir nicht zu betreten wagten, nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, wo nur unbarmherzige schmuzige Juden dem armen Reisenden, der ach zu sehr von Ungeziefer starrt, das Nachtlager verweigern, und dabei Mangel an Brot, an Erquickung und Kleidern. — Dieses sind Beschwerden, die sich der nur im vollen Gewichte denken kann, welcher sie wirklich empfunden hat. — Meine Flinte verschaffte uns dann und wann einen Braten, auch einige Mal zahme Gänse und Hühner, wo etwas zu erhaschen war; sonst haben wir nichts gestohlen. Hin und wieder fanden wir sächsische auch preußische Werber; alles lief mir nach, weil ich bei 6 Fuß groß, und troz der Leiden, die mich trafen, in blühender Jugend war; dieses verursachte mir manchen Zeitvertreib, wenn mir ein Werber das Glück vorstellte, ich könnte dereinst noch Korporal werden; oder wenn sie Alles thaten, mich zu berauschen, und mit Meth, Bier und Branntwein hervorkamen. Indessen hat-

*) Hier geht Trenck wohl zu weit, auch der arme Pole ist theilnehmend.

ten wir hierdurch manche Gefahr auf der Straße zu besorgen; aber auch manche gute Mahlzeit umsonst.

Den 21. gingen wir von Goblin, $3\frac{1}{2}$ Meile, nach Pugnitz.

Den 22. 4 Meilen durch Storchnest nach Schmiegel.

Diese Nacht sollte nicht ohne Abenteuer vergehen. Wir kamen in eine Dorfschenke. Es war, da eben Fasching war, Musik; die Bauern tanzten beim Dudelsack und der Violine und ergötzten sich beim Schnaps und elenden Biere. Der Fiedler kratzte erbärmlich auf seiner Geige. Ich spielte dieses Instrument einst recht gut. Die Lust kam mir an, ich nahm die Geige dem Fiedler aus der Hand und geigte ihnen einen Tanz vor: — dies gefiel; da ich aber aufhören wollte, ward ich gewaltsam und sogar mit Drohungen gezwungen, ihnen die ganze Nacht bis an den hellen Tag vorzugeigen, so daß ich vor Müdigkeit fast ohnmächtig wurde. Endlich kam es unter ihnen zu Schlägereien. Schell schlief auf der Bank; sie fielen ihm auf die blessirte Hand — er fuhr rasend auf: — ich griff im Zorn zum Gewehr, schlug tapfer drein und da Alles durch

einander lag, eilten wir beide zur Thür hinaus und kamen ohne Schläge davon.

Was hatte ich in dieser Nacht für Gelegenheit, Betrachtungen über mein Schicksal anzustellen. Noch vor zwei Jahren tanzte ich in Berlin mit den Prinzessinen und Schwestern meines Monarchen, und jetzt saß ich in einer polnischen Hütte als Musikant für nackte und noch dazu für polnisch nackte Bauern, mit denen ich mich noch zuletzt herumschlagen mußte.

War ich nicht selbst Schuld an diesem Auftritte? Warum wollte ich den Bauern zeigen, daß ich etwas von der Musik verstände? Ohne diesen Ehrgeitz hätte ich ruhig schlafen können. Und wenn ich überhaupt in meinem ganzen Lebenslaufe nicht hätte zeigen wollen, daß ich mehr als viele andere Menschen erlernt habe, würde ich wohl ein Opfer des Neides und der Verläumdung geworden sein? Wäre ich mit einem unbedeutenden oder mangelhaften Körper geboren, man hätte mich weniger beobachtet, weniger hervorgesucht, folglich würden mir weniger Abenteuer, weniger Gelegenheit zu Weltvorfällen begegnet sein.

Wie mancher Widerwärtigkeit wäre ich in der

Welt ausgewichen, wenn mich Ehrgeiz, Begierde zu gefallen und Vorwitz nicht gereizt hätten. Hingegen habe ich mich aber auch aus Schlingen herauszuwickeln gewußt, in welchen tausend Andere hülflos gefesselt bleiben. Hierdurch bin ich durch eigenen Schaden ein guter Lehrer für die Nachwelt geworden, aber dennoch ein schlechter Praktiker in Hofränken für mich selbst, für meinen Eigennutz geblieben; habe auch überall nur Wunden davon getragen, die, so lange ich lebe, nicht benarben können.

Nun ging den 23. Februar die Reise von Schmiegel weiter fort auf Rakonitz und von da nach Karger-Holland, 4½ Meile. Hier verkauften wir ein Hemd, und Schell sein Kamisol um 18 Groschen oder 9 Schostack, um nicht zu verhungern. Tages vorher schoß ich ein Haselhuhn, welches wir vor Hunger roh verzehrten: und weil es gut schmeckte, folgte eine Krähe darauf, wobei Schell aber nicht anbeißen wollte. Junge Leute, die stark gehen müssen, essen viel; — folglich waren unsere Groschen geschwinde verzehrt.

Den 24. Februar kamen wir über Benzen nach Lettel, wo wir uns einen Tag aufhielten, um

uns in das Brandenburgische nach Hammer zu meiner Schwester zu wagen. Wir fanden ein preußisches Soldatenweib, die in Lettel wohnte, und eine Unterthanin meines Schwagers aus dem Dorfe Kölschen war. Dieser vertraute ich mich in der Noth ohne Mißtrauen und sie führte uns

Den 26. Februar auf Kurschen und Falkenwalde.

Den 27. aber durch Neuendorf über Ost, und dann durch einen unwegsamen Wald, 5½ Meile, glücklich zwei Meilen in das Brandenburgische nach Hammer zu meiner geliebten Schwester, wo wir Abends um 9 Uhr an die Thüre klopften.

Ein Mädchen machte auf, und gerade war diese eine bekannte, die Maria hieß, und in unserm Hause aufgewachsen war. Sie erschrak, einen baumstarken Kerl in Bettelkleidung vor sich zu sehen. — Ich redete sie aber gleich an: — Mitsche, kennst du mich nicht? — sie sagte: nein! — ich entdeckte mich, — fragte, ob mein Schwager zu Hause sei: — ja, aber er ist krank im Bette; — sage meiner Schwester heimlich, daß ich hier bin. Sie führte mich in ein Seitenzimmer, und gleich war meine Schwester bei uns.

Sie erschrak über meinen Aufzug und wußte

noch nicht einmal, daß ich aus Glatz entflohen war, eilte zu ihrem Manne und kam nicht zurück.

Nach einer Viertelstunde kam die ehrliche Maria zu uns, weinte und sagte: — der gnädige Herr ließe uns sagen, wir sollten sogleich sein Haus verlassen, sonst wäre er gezwungen, uns zu arretiren und auszuliefern. — Meine Schwester sah ich aber nicht wieder; ihr Mann hielt sie mit Gewalt zurück.

Wie mußten mich diese Worte der treuen Magd erschrecken! Anf einmal war ich in die Nacht des Elends zurückgeworfen, und mußte nun mit 3 Dukaten, die man mir wie einen Bettelpfennig hingeworfen, mit dem unglücklichen Freunde, der in seinem Anzuge und seiner Krankheit ganz einem Vagabonden glich, den Wanderstab weiter fortsetzen. Nun wollte ich zu meiner Mutter, die 9 Meilen hinter Königsberg war.

Ueberall erfuhr ich Schmach und Beschämuug, und in Thorn behandelte mich mein alter Lehrer, ein Jesuit, nicht wie einen Unglücklichen, sondern wie einen Verworfenen.

Grollend im Herzen gegen den armen Mann ging ich in den Gasthof zurück, und fiel in die Hände der Werber, die uns, da wir ihnen ent-

fliehen wollten, in den Verdacht eines Einbruchs brachten, dem wir nur durch erwiesene Unschuld entgingen. Schell mußte wegen seiner Leiden in Thorn zurückbleiben. Ein armes Weib nahm sich seiner an.

Weiter ging die Unglücksreise und endlich kam ich an die Weichsel.

Sie floß, durch die Frühlingswässer der Gebirge gestiegen, im breiten majestätischen Strome dahin. Stolz eine glänzende Zukunft vor mir zu sehen, hatte ich diesen Strom, als ich von Königsberg nach Berlin reiste, an der Seite eines Generals überschifft. Gefüllt war damals meine Börse mit Dukaten. Der Muttersegen begleitete mich. Jetzt wie anders war es nun. Zerlumpt, wie ein Bettler, ohne Geld, ohne Freunde von der eigenen Schwester als Verbrecher verstoßen, das Bewußtsein eines vielleicht aufgezwungenen Mordes auf dem Herzen, nahte ich jetzt dem Strome, und hatte kein Geld um überzufahren und doch mußte die Ueberfahrt gewagt sein, da mir die Werber auf den Socken saßen; die kostete nur 2 polnische Schillinge und diese hatte ich nicht, und der Fährmann

schlug mir ohne Geld die Ueberfahrt rund ab. Was war zu thun.

Betrübt und nachdenkend, wie ich's machen sollte, fährt Trenck in seiner Biographie fort, *) um hinüber zu kommen, erblickte ich 2 Fischer in einem Kahne; ich trat hinzu, zog den Säbel, und zwang sie, mich hinüber zu fahren. Am andern Ufer nahm ich diesen furchtsamen Leuten die Ruder weg, stieg hinaus, stieß den Nachen auf das Was-zurück, und ließ sie schwimmen.

Man betrachte hier, daß zwei polnische Schillinge, die mir damals fehlten, und die nur einen halben Kreuzer, 2 Pfennige, betragen, hätten Ursache sein können, daß ich bei etwaiger Gegenwehr dieser Fischer mein Leben verloren, oder in

*) So sehr der Herausgeber dieses Werkes entschlossen ist, alle Raisonnements, welche blos die Erzeugnisse eines erbitterten Herzens, und gekränkter Eigenliebe sind, und beleidigende Persönlichkeiten enthalten, wegzulassen; so sehr hält er es für Pflicht, diejenigen Reflexionen, welche Lehren der Welt- und Menschenkenntniß und Moral enthalten, wörtlich wiederzugeben, da sie voll beherzigungswerther Warnungen sind.

Vertheidigung desselben unschuldige Menschen umgebracht hätte, und lerne aus dieser wirklichen Begebenheit Folgendes:

1) Daß nicht die Tausende, sondern auch in manchen Fällen wenige Pfennige zum Glücke oder Unglücke des Menschen beitragen.

2) Da der Mangel an zwei Pfennigen eben die Entschließung abzwingen und verursachen kann als der Mangel an tausend Dukaten, so lerne man den Werth des Geldes kennen und verachte den nicht, dem wenig fehlt, um sich aus der Dürftigkeit zu reißen.

3) Man achtet zuweilen im Wohlstande auch hundert Dukaten nicht, und öfters wenn uns zwei Pfennige fehlen, sind wir eben so unglücklich, eben solchen Folgen ausgesetzt, als wenn man Tausende bedarf. Da ich zwei Jahre vorher in Berlin im Wohlstande lebte, dachte ich gewiß nicht, daß es möglich sei für mich, binnen so kurzer Zeit in einen Nothfall zu gerathen, wo ich wegen zweier Pfennige eine verzweifelte Unternehmung ausführen mußte.

4) Man sei auch gegen keinen scheinbaren Uebelthäter unempfindlich und betrachte meinen Fall.

In die preußischen Dörfer durfte ich mich nicht wagen, ich mußte über die Weichsel; um hinüber zu kommen, griff ich zwei Menschen an, die ich in der Gegenwehr hätte niederhauen können. Wenn ich nun in einem fremden Lande deshalb arretirt, gefoltert und gerädert worden wäre, starb ich deswegen wie ein Uebelthäter?

In Marienburg fand ich sächsische auch preußische Werber, hatte kein Geld, aß und trank mit ihnen, hörte ihre Vorträge an, machte Hoffnung auf morgen, und ehe der Tag anbrach, war ich zur Thür hinaus und ging. Endlich erreichte ich in Elbing meinen alten Lehrer Brodowky als Hauptmann und Auditeur bei der polnischen Kronarmee; er benahm sich als wahrer Freund und nun wurde mir das Glück meine Mutter zu sehen und zu umarmen. Welch eine Last lag aber auf dem schuldbewußten Herzen. Meine Geschichte mußte ihr Mutterherz tief erschüttern, ungeachtet sie nur das erfuhr, was ich ihr sagen wollte. Nun hatte mein Elend ein Ende, sie versorgte mich mit Geld und Kleidung; ich konnte meine Konnexionen wieder anknüpfen und überall als Offizier erscheinen. Die Mutter, die gute Mutter, die wohl einsah, daß mein

hiesiger Aufenthalt gefährlich sein könnte, rieth mir, östreichische Dienste zu nehmen. Ich folgte ihr, unternahm die Reise nach Wien und holte zuvor meinen Freund Schell aus dem Hause der gastfreundlichen Wirthin, die auch einen Sohn im östreichischen Heere hatte. Das gute Mütterchen, Frau Will, bat mich, ihn aufzusuchen und ihm zu vergelten, was sie uns gethan.

Bei meiner Ankunft in Wien, wo ich nach 14tägiger Reise mit guter Kasse ankam, und eben so wie Schell anständig equipirt war, war meine erste Pflicht die der Dankbarkeit. Ich erkundigte mich nach dem jungen Will, und erfuhr leider, daß er im Jahre 1740 vom Regimente desertirte, wieder gefangen, und wirklich aufgehängt war. Ich erhielt durch einige Dukaten das Attestat eines natürlichen Todes. Dieses schickte ich der guten Mutter, mit einem Dank- und Trostbriefe begleitet. Vielleicht hat der gute Mensch, der zu Hause 2000 fl. zu erben hatte, den Abschied nicht erhalten können, desertirte — und ward wie ein Uebelthäter gehenket. Sind hierbei nicht auch ernsthafte Betrachtungen anzustellen? — Der Vater war ein Goldarbeiter. Binnen 3 Tagen war der Schell equi-

pirt und so reisten wir nach Warschau, und von da über Krakau nach Wien.

In Bilitz suchte ich den Hauptmann Capi, welcher uns so grob gemißhandelt, und damals meine Ausforderung ausgeschlagen hatte. Er war aber nicht mehr da und erst nach einigen Jahren begegnete ich ihn, wo der feine Italiener mir die demüthigste Entschuldigung machte. So geht's!

Von meiner Rückreise aus Danzig bis nach Wien, wüßte ich nicht eine Seite in dieser Erzählung auszufüllen. Sie ging schnell und ohne Hindernisse, denn wo Geld ist, ist überall Wille, und nur der Arme hat mit tausend Hindernissen zu kämpfen; nur ihn begleitet die Schmach, und oft geht in ihrer Begleitung die Versuchung zu der finstern That, und erzeugt mit dem wankelmüthigen Herzen das Verbrechen. Neue Hoffnungen strömten in das Herz, als ich das herrliche Wien, welches die majestätische Donau in ihre Arme schließt, mit seinen Palästen und Thürmen, und der erhabenen Kaiserburg erblickte.

Welche Tage standen mir hier bevor? Wie hätte Klugheit mich glücklich machen können! Wie ging ich aus einer Gefahr kaum gerettet, selbst wieder in

die Schlinge der Andern. Wahr sagt das Sprichwort: Jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt, ich sollte der meines Unglückes sein.

XXVI.

Motto.

Nos Te Deam Fortunam facimus!

Glück! durch uns nur wirst Du eine Göttin!

Eine neue Lebensperiode des Helden unserer Erzählung hat begonnen. Wieder war er Edelmann, wieder im Genuß der Gaben des Glücks und in einem Lande, wo die große Kaiserin Maria Theresia, welche mit Stolz die Ungarn ihren König nannten, die Zügel ihrer Reiche mit männlicher Kraft und Weisheit, und der Huld und Herzensgüte zarter Frauen führte. Er weilte in einem Lande, wo der Adel reich und mächtig, wohlthätig und gastfrei waltet, wo die Geistlichkeit noch in dem höchsten Ansehn stand, und die Regierun-

gen ihre Zügel festhielten, und unnützes Geschwätz und Raisonniren nie einen Anspruch erzwingen konnte, er wußte dies, und dennoch ging er auch hier dem Mißlingen aller seiner Entwürfe muthwillig entgegen.

Neugier und Uebermuth ließen ihn vor allem seinen Vetter, den berühmten Pandurenobersten und Partheigänger, Franz Freiherr von Trenck, aufsuchen, welcher doch an seinem ganzen Unglücke schuld war, und den die allgemeine Stimme als einen boshaften und intriguanten Mann anerkannte. — — Dieser Freiherr von Trenck saß eben in Wien im Arrest und war in einen schweren Kriminalprozeß verwickelt. Trenck wurde dem Kaiser, dem Gemahl Marien Theresiens, vorgestellt. Der Kaiser selbst schien sich für den Pandurenoberst zu interessiren. Dies erweckte den Stolz des unsrigen, er wollte der Patron eines boshaften aber reichen Vetters werden.

Es gelüstete ihm, einen politischen Roman zu spielen und Intriguen gegen die Behörden anzuknüpfen. Trenck sprach seinen Vetter im Gefängniß. Dieser Kriminalprozeß war von höchster Wich-

tigkeit. *) Der Listige verstand es, sich ganz als die unterdrückte Unschuld darzustellen und nun war unsers Trencks Ehrgeiz aufgereizt. Er machte mit dem Vetter Parthei, der keine Gnade, sondern Recht und Entschädigung verlangte. Dieses erbitterte alle Behörden, und zog seinen Freund unsern Trenck mit ins Verderben. Auch wir müssen unsern Lesern eine kurze Skizze von dem eigenthümlichen Charakter dieses Trenck geben. Ein Auszug seiner Selbstbiographie gehört zum 2. Theile dieses Werkes.

Dieser Trenck war des unsrigen Vaters Bruders Sohn. Sein Vater war ehedem Oberst und Kommandant in Leitschau, besaß auch in Slavonien die Herrschaften Pleternitz, Prestowacz und Pakratz

*) Der Prozeß gegen Franz von der Trenck wurde nach der Angabe unsers Gewährsmannes mit der größten Erbitterung geführt. Persönliche Feinde waren unter seinen Richtern und unter der hohen Geistlichkeit hatte er sich durch sein unkluges Benehmen, seine Grausamkeit im Felde und durch die Nichtachtung, die er den Priestern zeigte, viele Widersacher gemacht. Merkwürdig bleibt es, daß man in der Wiener Zeitung ankündigte: »Alle diejenigen, welche wider den Trenck etwas zu klagen hätten, sollten sich melden und täglich, so lange die Klage dauerte, einen Dukaten Diäten empfangen.«

und hatte seit der Belagerung Wiens die Brandenburgischen Dienste verlassen, und dem Hause Oestreich 60 Jahre gedient.

Franziscus Freiherr von der Trenck war ein Mann von Körperkraft und Körpergewandtheit, von außerordentlichen Talenten und einem schönen kriegerischen Ansehn.

Seine Ruhmsucht war unbegrenzt, sein Diensteifer für die Monarchin sogar fanatisch, seine Kühnheit im Unternehmen unnachahmlich, sein Verstand arglistig, sein Herz böse, rachgierig und empfindlich. Sein Geiz aber bis zum höchsten Gipfel glaubhafter Möglichkeit schon im 33. Lebensjahre, in welchem er starb, herangewachsen.

Verbindlichkeiten wollte er gegen Niemand auf Erden haben, und wirklich war er fähig, seinen besten Freund in die Ewigkeit zu fördern, wenn er sich ihm verpflichtet glaubte, oder sich seines Gutes bemächtigen konnte.

Deshalb wurde er unserm Trenck Feind. Sein Ehrgeiz litt es nicht, daß auch noch ein Trenck sich Kriegsruhm erwerben konnte. Sein Geiz glaubte schon Auflaurer auf sein Vermögen in dem Vetter, dessen Ehrgeiz er bald durchschaute, zu erblicken,

und deshalb beschloß er sein Verderben. Hingegen behauptete er auf sein Ehrenwort, daß er niemals an Trencken, als er noch in preußischen Diensten war, geschrieben, leugnete namentlich den Brief, der der Schlußstein seines Unglücks wurde und unser Trenck erkannte es nun, daß dieser Brief, welcher ihn so unglücklich machte und aus der Gnadensonne königlicher Gunst in die Finsterniß des Verderbens warf, untergeschoben und wahrscheinlich von seinem Feinde Jaschinsky geschmiedet war; hätte er im Gefängniß ausgeharrt, gewiß der große König hätte die Kabalen durchblickt, und ihn wieder aufgenommen in die Reihen derer, die durch Verdienst groß und berühmt wurden in den Tagen seiner Siege.

Franz von Trenck beging die boshafteste Verrätherei, er verrieth seinen Vetter und die Anschläge, die er ihm zur Befreiung gegeben. Ja, er wußte selbst Offiziere gegen ihn aufzuhetzen; Trenck wurde auf öffentlicher Straße angefallen, rettete sich nur durch seine Fechtkunst, kam in polizeiliche Untersuchung und wurde darauf abermals von 2 Offizieren gefordert, die er mit gefährlichen Wunden heim-

schickte; einer derselben gestand Trencken auf seinem Schmerzensbette, sein Vetter hätte ihn um 1000 Dukaten bestochen, daß er ihn angreife, zum Duell fordere, und auf was für Art es nur geschehen könne, aus der Welt fördere.

XXVII.

Der Held unserer Erzählung floh nun Wien, wo ihm kein Glück mehr zu blühen schien, sein stolzes Herz war tief gekränkt, sein Vertrauen an die Menschheit dahin; sein Schicksal ward von nun an immer verwickelter. In Nürnberg traf er das russische Corps an. Schon in Wien hatte er sich von seinem Freunde Schell getrennt und einen ruhigen und standhaften Berather verloren, der ohne Spiel und Rachsucht gewiß ein braver Mann und Offizier geblieben wäre. Trenck stand nun allein, ohne Freund im Strome der Welt und des Lebens und alle Unfälle hatten sein stolzes Herz nicht beugen, seinen Leichtsinn nicht mindern kön=

nen. Das russische Corps wurde von einem Verwandten Trencks, vom General Liewen, kommandirt. Trenck wandte sich an ihn, gewann sein Herz und erhielt eine Hauptmannsstelle in russisch kaiserlichen Diensten, wodurch ein neuer Abschnitt seines Lebens begann.

Trenck mußte als Adjutant beim kommandirenden General bleiben, in seiner Kanzlei arbeiten, und er genoß das unbegrenze Vertrauen des russischen Feldherrn.

Nach dem Frieden marschirten die Russen durch Mähren und machten hier Winterquartier.

Das Hauptquartier lag zu Proßnitz. Der General gab am Krönungstage der Kaiserin Elisabeth ein brillantes Fest für Offiziere und nachbarlichen Adel. Nach der Mittagstafel war großes Spiel; der Ungarwein, der in Strömen floß, hatte alle Leidenschaften aufgeregt.

Der Stabsarzt der Armee, der in Rußland einen hohen Rang behauptet, legte Bank. Rollen von Dukaten blitzten auf dem Pharotisch, und bald war das gewagte Spiel belebt. Trencks ganzes Vermögen bestand damals in 22 Dukaten. Gewinnsucht oder die Gesellschaft, oder vielleicht die

Begierde seinen Zustand zu verbessern, lockten ihn herbei, und sein Vorsatz war, nur 2 Dukaten zu wagen. Er verlor sie, wollte sie wieder zurückgewinnen, und in kurzer Zeit hatte er keinen mehr im Beutel. Schaamroth und bestürzt über seine Thorheit ging er nach Hause; es blieben ihm nur noch ein Paar schöne Pistolen übrig, für die der General Woyekow 20 Dukaten geboten hatte. Auf den Verkauf desselben stützte er den Ersatz seines Verlustes; nahm sie von der Wand, und da Alles in der Stadt, wo Russen lagen, aus den Fenstern Freudenschüsse that, feuerte er gleichfalls tapfer mit. Nach etlichen Schüssen sprang ihm eine in Stükken, so daß er beinahe die Hand hätte verlieren können und ein Stück vom Schlosse verwundete seinen treuen Bedienten an der Backe. Im Augenblicke entstand in ihm eine Kleinmuth, die er noch nie empfunden hatte, und es fehlte nicht viel, daß er die andere im ersten Feuer seines verdienten Vorwurfs auf seinen Kopf losgedrückt hätte. —

Er dachte nach, faßte sich wieder, und fragte seinen Bedienten, wie viel Geld er habe; dieser gab ihm 3 Dukaten, und hiermit ging v. Trenck mit dem Leichsinne eines verzweifelten Spie-

lers über den Markt, abermals nach dem Ball des General Liewen, fing wieder an zu spielen und verlor fast keine Karte mehr. Sobald er sein Geld zurück hatte, steckte er es in den Beutel, spielte mit dem Gewinne fort, und debankirte wirklich den Herrn Doktor. — Es ward eine Bank gemacht, auch diese gerieth größtentheils in seine Hände, so daß er gegen 600 Dukaten Gewinn nach Hause trug.

Wie ihm hierbei zu Muthe war, kann nur der denken, welcher einen solchen Fall wirklich erlebt hat.

Von diesem Augenblicke an faßte Trenck nach reifer Ueberlegung den ernsthaften Entschluß: ewig kein Hazardspiel zu wagen, und hat sein Gelübde, auch da er in der Folge reich ward, wirklich immer heilig gehalten.

Möchten doch junge unerfahrne Leser bei Durchlesung dieses Buches einige Augenblicke stille stehen, und aus seinem Beispiele Vortheil ziehen! Bei seiner großen Welterfahrung hat er die tugendhaftesten, die rechtschaffensten Jünglinge, die wackersten Männer durch die Spielsucht in das tiefste Unglück gerathen sehen. — —

Eitelkeit und falsches Ehrgefühl steigerten die Lust zur Leidenschaft, die nur zu oft mit lichtscheuer

Unthat endete. „Ich habe," ruft Trenck in seiner Selbstbetrachtung aus, „die tugendhaftesten, die rechtschaffensten Jünglinge durch die Spielsucht in das tiefste Unglück gerathen sehen. Ich sah sogar ehrliche Männer Spitzbuben werden, wenn sie Alles verloren hatten und dann von Bösewichtern zum Betrügen verleitet wurden.

Ich sah Offiziere und militärische Verwaltungsbeamte der besten Art am Spieltische erst ihr eigenes Geld, dann aber auch die ihnen anvertrauten Kompagniegelder verlieren, wodurch sie kassirt und auf lebenslang unglücklich wurden. Vielleicht hätte ich in Prosnitz eben das gewagt, wenn ich eine Kasse in Händen gehabt hätte, denn die Lokkung, das Verlorne zu gewinnen, ist allmächtig.

Man meide beim Spiele den ersten Schritt, sonst geht es im Spielen eben so, wie in der Liebe. Wenige werden in solchem Augenblicke mein Glück erleben, denn wenn der Jüngling bei dem ersten Spielversuche gewinnt, so wird er fast immer spielsüchtig, leichtsinnig und liederlich, verläßt sich auf sein Glück, und wird entweder ein glücklicher Betrüger oder ein verlorner Sohn.

Ich bitte deshalb auch meine Kinder beweg-

lichst, wenn sie diese Schriften noch lesen, und ich nicht mehr ihr Führer sein kann; ich bitte sie sowohl als meine Leser, sich an mir zu spiegeln und alle Seelenkräfte bei so gefährlicher Lockspeise anzuwenden, damit sie nicht in die Grube fallen, aus welcher mich ein blinder Zufall oder vielleicht die Vorsicht rettete, die mich noch zu andern Auftritten auf unserer Weltbühne bestimmt hatte.

Monarchen können aber die Spielgesetze niemals streng genug vollziehen, wenn sie Uebeln vorbeugen wollen, die wie die Pest um sich greifen, wenn die Heilungsmittel nicht gewaltsam sind.

Wer das Spiel liebt, muß gar kein öffentliches Amt, kein Ehrenstelle erhalten; und folgt allgemeine Verachtung dem Spielgeiste auf dem Fuße nach, werden alle Hazardspieler wie Uebelthäter bestraft, darf der Reiche in den sogenannten Kommerzspielen nicht höher setzen als der Arme, dann ist ein krebsartiges Uebel im Staate geheilet, welches in Paris, London, Spa, Petersburg und Wien viele Menschen unglücklich macht.

XXVIII.

Nun weiter in Trencks Lebensbegebenheiten. Trenck bat den Feldmarschall einen Krankentransport nach Danzig führen zu dürfen, um bei dieser Gelegenheit seine Mutter noch einmal zu sehen.

Aber auch dieser Weg sollte ihn in Versuchung und Lebensgefahr führen. Die Preußen hatten sich zu jener Zeit, wo der junge Mann noch nicht durch die Pflicht der Vaterlandsliebe und den Ruf der Ehre den Fahnen folgte, durch gewaltsame, hinterlistige und grausame Werbungen gefürchtet und verhaßt gemacht. Bei diesen Werbungen führte jedes Mittel zum Zweck, und der einmal Eingefangene wurde selbst von Bluthunden bewacht, die den Entfliehenden ergriffen und gleichsam einem gejagten Wild, sobald er sich zur Wehre setzte, zerfleischten.

In einem Dorfe bei Elbing hatte man einen Bauerssohn gewaltsam fortgeschleppt. Seine Eltern waren außer sich vor Jammer; das Wehklagen

der Schwester erscholl durch das Dorf, die andern Weiber stimmten mit ein, und die ganze Gemeinde war in Gährung.

Trenck trug, als er ins Dorf einritt, und sein Kommando zurückgelassen hatte, den blauen russischen Dragonerrock, der allein ihm folgende Bediente einen blauen Spenzer.

Man hielt beide für preußische Werber. Eben als sie bei der Schenke vorbeiritten, stürzten mit Prügeln bewaffnete junge Bursche unter Mordgeschrei heraus, und griffen sie wüthend an.

Sehr genial erzählt Trenck diese Begebenheit mit diesen Worten:

„Ich und mein Bedienter waren in Todesgefahr, denn die ergrimmten und betrunkenen Bauerbursche, welche von den aus dem Dorfe sich sammelnden Weibern noch mehr angehetzt wurden, sprangen gewaltig auf uns ein. Wir wurden übermannt, und waren in Gefahr, todtgeschlagen zu werden.

Ein von ungefähr daselbst eingekehrter vacirender Jäger und der Wirth kamen uns zu Hülfe. Mein eigner Bedienter kroch aber im Zimmer mit den Pistolen in der Hand in den Backofen. Zwei hielt ich bei den Köpfen fest, und zerstieß sie auf

dem Steinflaster unter dem Thore, endlich halfen mir die zwei Schutzengel aus dem Gedränge; ich erhaschte ein Stück Holz und wir wurden Meister vom Schlachtfelde. — Indessen hatte ich einige Mordschläge im Nacken, einen auf den linken Arm und einen andern über die Nase bekommen, in welcher das Bein zerschlagen war. In dieser betrübten Lage rief mir der Wirth zu, ich solle eiligst fliehen, ehe das ganze Dorf zusammen käme, und mich unfehlbar erschlüge. Mein tapferer Biedienter kroch aus dem Ofenloche heraus, wir warfen uns auf die Pferde und ritten davon.

Im nächsten Dorfe ließ ich mich verbinden, der Kopf und die Augen waren verschwollen; ich wußte also 2 Meilen weit in diesem Zustande bis in das Städtchen Nessel reiten; dort fand ich einen geschickten Chirurgen, der mich innerhalb 8 Tagen so weit herstellte, daß ich nach Danzig zurückkehren konnte. Unterdessen kam mein Bruder in Nessel zu mir, meine rechtschaffene Mutter hingegen hatte das Unglück auf der Reise zu mir, unweit ihres Gutes umgeworfen zu werden, brach den Arm, kehrte mit meiner Schwester zurück, und ich habe sie in der Welt nicht wieder gesehen.

Bald war ich in Danzig bei meinem Kranken-Transporte. Hier ereignete sich eine Begebenheit, die eine der merkwürdigsten meines Lebens ist, und mir noch Freude macht, so oft ich an diese Scene denke.

Ich machte daselbst Bekanntschaft mit einem preußischen Offizier, der ein geborner Preuße war, dessen Namen ich aber hier seiner Familie wegen nicht nennen will, weil ich sie verehre. Dieser besuchte mich täglich und wir ritten bei schönem Wetter oft in die Vorstädte spazieren.

Mein treuer Bedienter hatte Freundschaft mit dem seinigen gemacht. Wie erstaunte ich aber, da derselbe mir eines Tages mit Freude und Verwirrung sagte, — Herr! hüten Sie sich vor der Falle, die Ihnen gelegt wird. Man will Sie aufheben und gefangen nehmen. Der preußische Resident liefert Sie in die Schlinge Ihrer Feinde, und der Offizier, Ihr vermeintlicher Freund, wird der Judas sein, der Sie verrathen soll. Ich, fährt Trenck in seiner Lebensbeschreibung fort, *) durchblickte

*) Um nicht zu weitläufig zu werden, hat der Referent die Trenckische Erzählung mit einigen Abänderungen ins

bald den Plan und überzeugte mich von dem schändlichsten Verrathe. Bald war der Entschluß gefaßt, mit Bewilligung des russischen Residenten nahm ich 6 Mann von meinem Kommando und führte sie in das preußische Wirthshaus, wohin mich mein falscher Freund führen wollte, daß sie mich fingen. Er kam, auf seinem Antlitz lag das böse Gewissen, kaum wagte er es, mich anzusehen. Wir ritten fort. Nahe beim Wirthshause ersuchte mich der Lieutenant abzusteigen.

XXIX.

Mit tückischer Fröhlichkeit stand der Resident schon am Fenster, mich zum Frühstück einladend. Ich ging vorüber. — Mein Freund, dem ich so manche Wohlthat erwiesen, sah nun, der Augenblick des Verrathes wäre erschienen und

Kürzere gefaßt, aber wegen der lebendigeren Darstellung spricht er in der ersten Person.

sein böser Genius siegte über Dankbarkeit und Ehrgefühl.

„Kommen sie, Herr Kamerad!" sprach er, „bei Wein und Inbiß wollen wir fröhlich sein!" Er nahm mich, indeß Blässe und Röthe auf seinem Antlitz wechselten, bei den Armen und wollte mich ins Wirthshaus hineinziehen, während sein Auge dem Residenten im Fenster einen Wink gab. Nun verließ mich die Geduld.

Ich sah nicht mehr den Offizier, sondern nur den Verräther. — Ich gab ihm im aufwallenden Zorn einen Schlag, daß er fast zur Erde sank, sprang hierauf nach meinen Pferden zurück und wollte aufsitzen.

Gleich prellten die Preußen aus dem Thore heraus, und liefen mit Geschrei auf mich los; — ich schoß aber den ersten, der sich mir näherte, auf die Haut. In eben dem Augenblicke brachen meine Russen hervor und schrieen mit gespanntem Gewehr:

Stuy stuy Jebionnamat! —

Den Schrecken der wehrlosen Preußen, die unerwartet überfallen wurden, kann man sich leicht denken. Alles lief davon: — ich bemeisterte mich in der ersten Bestürzung des Anführers; sprang in

das Haus, um den Residenten zu fangen, dieser wischte aber zur Hinterthür hinaus, und ließ mir seine weiße Perücke zurück, meine Russen hatten indessen 4 Gefangene gemacht. Gleich ließ ich meine Mannschaft die Straße besetzen, und einem jeden 50 Prügel geben.

Ein Fahnjunker, Namens Casseburg, gab sich zu erkennen, sagte, daß er mit meinem Bruder studirt habe, und bat um Gnade, weil er zu diesem Straßenraub beordert wäre. Sein Vortrag rührte mich und ich ließ ihn gehen. Hierauf zog ich den Degen und rief dem Lieutenant zu, er solle sein Leben vertheidigen. Der Mensch war aber so bestürzt, daß er den Degen zog, aber nur um Verzeihung bat, alles auf den Residenten schob, und sich gar nicht vertheidigen konnte; zweimal warf ich ihm den Degen aus der Hand, endlich nahm ich den russischen Korporalstock nnd prügelte ihn, so lange ich konnte, ohne daß er an Gegenwehr dachte.

So ist der Verräther allezeit zaghaft, wenn sein Anschlag fehl schlägt! Nur das gute Gewissen giebt wahren Muth!

Nachdem ich ihn übel zugerichtet hatte, verließ ich ihn knieend auf der Erde zu meinen Füßen; —

rief ihm zuletzt zu: — Schurke! jetzt erzähle deinen Kameraden, wie der Trenck Straßenräuber zu züchtigen weiß.

Das Volk war indessen zusammengelaufen, ich erzähte ihnen kurz den Vorfall, denn der Angriff war wirklich auf Danziger Gebiete *) geschehen; — die elenden Menschen wären beinahe vom Pöbel gesteinigt worden. Ich hingegen marschirte mit meinen Russen siegreich vom Schlachtfelde, aber gleich in den Hafen. Wir gingen zu Schiffe und erreichten nach mancherlei Unfällen, die mir große Nachtheile bringen konnten, Riga.

XXX.

In Riga traf der Freiherr von Trenck den General von Liewen; er erhielt von ihm Empfehlungen nach Moskau. Diese Reise war ohne Abenteuer.

---

*) Danzig war eine freie Stadt.

In Moskau fand er den englischen Gesandten Lord **Hyndfordt**. Welch ein Glück für ihn! Dieser erhabene Staatsmann kannte unsern Freiherrn von Berlin her und war gegenwärtig gewesen, als ihn einst der König mit dem Ausdruck beehrte: C'est un matador de ma jeunesse! — Er empfahl den Freiherrn von Trenck den höchsten Behörden und sprach zu ihm: Lernen Sie in Rußland Ihr Glück zu machen; hier sieht man nur zu sehr auf die Außenseite. Man verachtet hier, wo der Scheinglanz alles gilt, den Armen und Verdienstvollen, weil er bescheiden einhergeht, und sieht auf **Prunk**, ohne auf Verdienst zu achten. Baron! Sie müssen **reich scheinen**; ich werde Sie nebst Bernes in die hiesigen großen Gesellschaften einführen und in allem unterstützen, was Sie brauchen. Rechnen Sie auf meine Chatulle! Schöne Livree, Handpferde, Brillanten auf den Fingern, in Gesellschaften groß mitspielen, stolz und keck mit den Ministern sprechen, den Bedienungen große Douçeurs geben, bei den Damen frei sein und sich ihrer natürlichen Gaben bedienen, um gefällig zu werden. — Dieses **sind die Mittel** für einen Fremden, um **hier alles** zu

erhalten, was man will. Für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen. — Die Unterredung und Instruktion dauerte lange. Graf Bernes, ein Freund des Gesandten, ein hochgestellter einflußreicher Mann, kam dazu; und kurz gesagt — beide wirklich große Männer beschlossen, mich glücklich zu machen.

So schien ihm das Glück zu leuchten. Der Freiherr von Trenck war auch Dichter; er machte ein Gedicht auf die Krönung der Kaiserin.

Es war gelungen. Der englische Gesandte wußte es anzubringen, huldvoll ward es aufgenommen. Trenck ward der Monarchin vorgestellt, die ihn aller Gnade versicherte, und einen Degen von tausend Rubeln schenkte.

Nun war sein Glück gemacht, denn in monarchischen Staaten geht alles Glück und alle Ehre von der Centralsonne des Thrones aus. In allen Häusern der Großen war der junge Freiherr von Trenck eingeführt, seine Schicksale hatten allgemeine Theilnahme gefunden und ihm das Herz der Damen erworben. Er war das Gespräch und der Held des Tages. Ihm schimmerten die goldenen Becher der Freude, ihm eröffneten sich die Kassen der Bankiers und mit freundlichem Blicke

grüßten ihn Minister und Feldherrn; der englische Gesandte blieb sein Freund und Rathgeber; er kannte den großen Friedrich und wußte es, daß dieser dem Trenck nur deswegen Feind war, weil dieser als ein offener Kopf auch ein unruhiger zu werden verhieß.

XXXI.

Auch auf das romantische Feld der Liebesabenteuer sollte unsern Helden sein Schicksal führen. Er war nie Wollüstling, verachtete die Hetäre, aber dem edlen Weibe schenkte er sein Vertrauen und hing an ihr mit dem schwärmerischen Sehnen des gefühlvollen Herzens. Dankbar ruft er in seiner Lebensbeschreibung aus:

„Edle Weiber bildeten mich als Jüngling und hielten mich in Ehrfurcht von Ausschweifungen zurück. Weiber von Geist und Herz, ewig werde ich sie verehren, lehrten mich männliche Sitten im verfeinerten

Weltgeschmack; Weiber unterstützten mich mehr als Männer im Unglücke. Meine wenigen erlebten guten Tage habe ich Weibern zu danken; Weiberumgang empfehle ich meinen Kindern, um ihre persönlichen Eigenschaften herauszuarbeiten, und sich für die wichtigsten Geschäfte zu bilden. Weiber, schöne und muntere Weiber, erquicken noch gegenwärtig meine tiefgebeugte Seele.“ —

Unserm Freiherrn sollte ein Liebesabenteuer eigner Art werden. Er gewann die Zuneigung einer der ersten Damen des Hofes, die leider schon verlobt war. Sie hing an ihm mit der Gluth der höchsten schwärmerischen Liebe, mit unbegrenztem Vertrauen, und bat ihn, sie zu entführen. Ehe dies geschehen konnte, mußte sie sich vermählen; ihre Ehe war keine glückliche, und Trenck blieb Hausfreund bis an ihren Tod, welcher durch die Blattern ihre Leiden endigte.

Bald darauf lernte Trenck eine andere Dame von hohem Einfluß kennen, er ward ihr Vertrauter und dadurch wurde sein Einfluß unendlich groß. Der Ruf desselben erscholl in alle Länder und mußte

in Berlin die höchste Aufmerksamkeit erregen. Die schlummernde Kabale erwachte; Trenck mußte gestürzt werden. Friedrichs Zorn gegen ihn hatte in seinem Wachsen sich erhalten. Nichts ist dem bösen Willen unmöglich, wenn er sich mit Klugheit vereint. Alle Kanäle wurden geöffnet, alle Netze ausgestellt, fremde Kavaliers ins Interesse verwickelt und Trenck war unvorsichtig, — und sein Unstern ging von neuem auf, um im 24. Jahre seines bewegten Lebens ihn wieder in Versuchung und Stricke zu stürzen.

XXXII.

Hier, wo er die Sache ohne Animosität erzählt, mögen seine eigenen Worte sprechen: „Lord Hyndfordt dieser große und einflußreiche Engländer, bat mich einst, spricht Trenck, ich möchte ihm den Riß von Kronstadt schön zeichnen und in Ordnung bringen. Er gab mir dazu den gestochenen Grundriß und drei andere gezeichnete von Kauffahrtei-, Kriegs-

schiffen und abgetakelten oder sogenannten Mittelhäfen mit Benennung eines jeden Schiffes.

Dies geschah ohne allen Verdacht noch Gefahr, weil der Hafen von Kronstadt kein Geheimniß ist, und seine gravirte Zeichnung in allen Läden zu Petersburg öffentlich verkauft wird; auch weil England Rußlands genauester Alliirter war. Lord Hyndfordt sitzt eben bei Betrachtung meiner Arbeit, da Herr von Funk, der sächsische Gesandte, sein Hausfreund zu ihm eintritt; er zeigt ihm meine Zeichnung, Funk ersucht ihn, ihm die Kopirung zu erlauben, die er persönlich verrichten wolle. Hyndfordt giebt ihm meinen Plan, welcher mit meinem Namen bezeichnet war.

Funk trägt ihn nach Hause und da er etliche Tage nachher mit der Kopirung beschäftigt ist, so kommt Herr von Golz, der preußische Minister, der unweit seines Hauses wohnte, und öfters freundschaftliche Besuche abstattete, zu ihm; Funk trägt kein Bedenken, zeigt ihm seine Arbeit, und beide bedauern, daß der König einen brauchbaren Mann an Trenck verloren habe. *)

*) Wir müssen diese Worte deshalb in extenso nach Trencks

Nun bittet Golz den Funk, er möchte ihm erlauben, diesen Riß auf ein paar Tage nach Hause zu nehmen, um den seinigen nach diesem auszubessern.

Funk, der in sich selbst der edelste Menschenfreund, der rechtschaffenste Mann war, und nichts Böses vermuthete, der mich zugleich brüderlich liebte, auch in allen möglichen Fällen meine Gesellschaft suchte, gab ihn ohne Bedenken her.

Kaum hatte ihn Golz in der Tasche, so fuhr er zum Kanzler, dessen Schwäche er kannte, und gab vor, die Hauptabsicht seines Vortrags sei, ihn zu überzeugen, daß ein Mensch, der einmal sein Vaterland, seinem Könige, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte, untreu war, auch gewiß für seinen Eigennutz einen jeden Monarchen betrügen werde, der ihm etwas vertraue. Nun rückte er näher zu Zwecke; er sprach von der allgemeinen Achtung, vom unbegrenzten Zutritt, denn ich binnen wenig Monaten im ganzen Reiche dadurch erhal-

Angabe geben, da diese Handlung so großen Einfluß auf seine Zukunft hatte, und die Belehrung giebt, wie vorsichtig man bei Zeichnungen, namentlich von Festungen und Militärsituationen sein muß.

ten hätte, daß ich als Kind und Hausfreund des Bestuschefischen Kabinets angesehen würde.

Endlich, da der Kanzler mich in allem vertheidigte, suchte er ihn durch Eifersucht aufzubringen, und erzählte ihm, daß man überall von meinen geheimen Zusammenkünften, sogar im Schloßgarten mit seiner Gemahlin ungescheut spräche. Das letztere hatte er ausgekundschaftet, um mir die sichere Falle zu legen.

Er brachte sogar den Herrn von S....e, des Ministers damaligen Haussekretär in Verdacht des Verständnisses, und, kurz gesagt, der Kanzler gerieth in Unruhe und Zorn: — gleich zog Golz meine Zeichnung von Kronstadt aus der Tasche mit den Worten: Ew. Excellenz nähren eine Schlange im Busen. Hier diesen Plan habe ich gegen Bezahlung von 200 Dukaten vom Trenck, aus Dero Kabinette kopirt, erhalten. Der böse Mann wußte, spricht Trenck, daß ich zuweilen mit dem Obristlieutenant Oettinger im Kabinette arbeitetete, welcher den Bau und die Reparation aller russischen Festungen über sich hatte. — Der Minister sah, erstaunte und gerieth in Wuth; gleich rückte Herr von S... näher zum Zwecke. Er vermehrte den

Verdacht gegen mich, daß Graf Bernes, der östreichische Botschafter, mich gewiß nicht ohne Absichten für seinen Hof so besonders protegire und schätze. — Der Minister sprach sogleich von Prozeß und Knutpeitsche: — G... erwiederte, — ich hätte zu viel große Freunde, — man würde mich losbitten, und dann wäre das Uebel ärger. Es wurde also beschlossen mich heimlich aufzuheben. Dieser Beschluß wurde mit aller Hinterlist ins Werk gestellt.

Der russische Kanzler wüthete, denn meine Liebe zu seiner schönen Frau erregte jetzt seine ganze Eifersucht.

Alle Minen wollte man sprengen und nur Hyndfordt konnte mich retten; dieser brave Mann machte dem preußischen Minister die größten Vorwürfe, und dieser entschuldigte sich mit den merkwürdigen Worten:

„Ich habe Befehl von meinem Könige zu verhindern, daß der Trenck sein Glück in Rußland mache. — Ich habe die Pflicht eines Ministers erfüllen wollen."

Die Sache machte Aufsehen und weil Trenck auch diesem letzten Versuche, ihn unglücklich zu machen, entging, wurde der Haß des preußischen Ho-

fes nur noch erhöht, und der preußische Minister sein erbittertster Feind.

XXXIII.

Nur zu oft muß ein scheinbarer Glücksfall die Ursache späterer Leiden sein. Dies bewies sich auch an unserm Freiherrn. Eben jetzt, wo ihm in Rußland eine neue Glückssonne zu leuchten schien, wo man seine Kenntnisse allmählig anerkannte und achten lernte, wo das Auge der russischen Monarchin, welche jedes Verdienst herauszuheben wußte, auf ihm ruhte, jetzt war es der Wille des launigen Schicksals, den Helden unserer Erzählung in neue Unfälle zurückzuwerfen.

Sein Vetter der Pandurenkommandant, dieser boshafte und hinterlistige Mann, war den 4. Oktober 1749 in seinem Arreste auf dem Spielberge in Brünn gestorben, und hatte den Friedrich Freiherrn von Trenck mit dem Bedinge zum Universalerben eingesetzt, daß er keinem andern Herrn, als dem Hause Oestreich, dienen solle.

Diesen letzten Willen hatte wohl mehr Schadenfreude und Bosheit als ein gutes und wohlmeinendes Herz ausgesprochen. Der Erblasser wußte wohl zu gut, daß diese Erbschaft ihm tausendfache Feinde bringen müßte, er wußte es auch, daß er der einzige Erbe wäre, welcher durch Geisteskraft und festen Willen seine Todfeinde kränken, und die Ansprüche, die sie an seiner Erbschaft machen wollten zu Wasser machen würde. So sah sein schadenfrohes Herz noch sterbend den beneideten Blutsverwandten, und seine Feinde im verderblichen Kampfe, und labte sich des unseligen Kampfes.

Die Lockung war zu groß. Eine Million Thaler, der Rang eines Magnaten, der Glanz der dadurch auf das Haus der Trencke fallen müßte, und endlich sein ungezügelter Ehrgeiz ließen ihn dem lockenden Zauber des Geldes folgen, und neuen Abenteuern und Gefahren entgegen gehen.

Trenck nahm die Erbschaft an, verließ Rußland, und wollte nun sein Geld genießen und ehe er nach Wien reiste, eine Reise in den Norden machen.

Vielfache Abenteuer begegneten ihm hier, Sturm und Strandung, und bei dieser hatte er, wie er

selbst sagte, das schönste Glück des Lebens, das Glück durch seine Wohlthätigkeit Hungernde zu sättigen und Leidenden wohlzuthun.

XXXIV.

Endlich kam er nach Amsterdam und hier harrte seiner ein Abenteuer und ein Kampf eigner Art. Er stand am Ufer des Meeres und sah, wie die Harpunirer, welche zum Wallfischfange ausfuhren, sich mit ihren Harpunen und Wurfspießen übten.

Die meisten waren berauscht. Einer unter ihnen, Namens Hermanus Rogaar, ihr berühmtester Händelmacher und renommirt im Messerschneiden, trat höhnisch zu ihm, spottete über seinen türkischen Säbel, den er an der Seite trug und wollte ihm endlich einen Nasenstüber geben; er stieß ihn zurück, der Kerl warf ihm die Mütze vor die Füße, zog sein Messer und forderte ihn zum Zweikampf heraus, hieß ihn einen Aapen Nöcker, und fragte, ob er ein C., ein Gatge oder ein Kruys im Gesichte

haben wollte, — das ist: ob Trenck einen geraden, ei= einen krummen oder einen Kreuzschnitt forderte.

Er war einmal in der edeln Gesellschaft, — hier war also kein anderes Mittel, als raufen oder davon laufen. Der baumstarke ungeheure Kerl schimpfte, und ward kühner. Trenck wandte sich zu den Umstehenden und forderte ein Messer. Nein, nein, rief sein Ausforderer. — „Nimm du nur den Säbel, dein großes Messer, welches Du an den Hüften trägst. — Ich wette 12 Dukaten, Du sollst dennoch Deinen Schnitt in die Backen haben. — Gleich zog Trenck von Leder. Der Kampf begann. — Der Harpunirer ging ihm mit seinem Messer zu Leibe. Mit dem ersten Hiebe flog es aber nebst der Hand auf die Erde, so daß das Blut unserm Trenck gerade auf den Leib spritzte. — — Todtenblässe umzog das Antlitz des Harpunirers.

Nun erwartete der Held unserer Erzählung sein Ende, und besorgte von dem Pöbel zerrissen zu werden; wie aber mußte er sich wundern, als er statt wüthenden Angriffgeschreies ein schallendes Gelächter vernahm, als ihm der Schifferpöbel ein Vivat! zujauchzte, und ihn im Triumph nach Hause begleitete, weil er einen der wüstesten Schlä=

ger und Krakeelmacher gedemüthigt hatte. Wie leicht aber konnte ihm sein Uebermuth in schmachvollen Tod bringen, wie leicht ihm die Schmach besiegt zu werden, einen ewigen Schandfleck auf seine Offiziersehre und seinen Adel werfen. Er selbst giebt bei dieser Gelegenheit die Lehre: sich vor Vorwitz zu hüten, und durch Uebermuth nie Streit mit Geringeren zu suchen, weil dadurch nur zu oft die Wahrheit des alten Sprichwortes: „Wer sich unter die Treber mischt, den fressen die Säue," ins Leben tritt.

Von Amsterdam ging Trenck über Aachen nach Wien und neuem Unglücke entgegen und alle möglichen Drangsale sollten sich später in Wien vereinen ihm das Leben zu verbittern und statt des gehofften Reichthums Schmach, Herzeleid und Haß zu verursachen. Auch diese Reise hatte ihre Abenteuer.

Sein Unglück fing schon mit folgender Begebenheit an. Ein gewisser Herr von Schenk suchte im Haag seine Bekanntschaft Er befand sich in eben dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, und bat

ihn, ihn bis Nürnberg mitzunehmen, von wo er nach Sachsen reisen wollte. Trenck nahm ihn umsonst mit. Da er aber in Hanau früh Morgens aus dem Bette aufstand, um weiter zu reisen, war seine Uhr mit Brillanten besetzt; ein Ring, am Werthe von 2000 Rubel, eine Tabaksdose mit dem Portrait seiner besten Freundin in Moskau, und der Beutel mit ungefähr 80 Dukaten vom Tische an seinem Bette gestohlen und Herr von Schenk unsichtbar. — — Nichts schmerzte ihn mehr als die Tabatiere; Geldverlust hat er nie geachtet. Der Schelm, dem er nichts als Gutes erzeigte, war nicht mehr zu erhaschen. Ein Glück war es noch, daß Trencks Chatulle mit der ganzen Habseligkeit im Koffer eingeschlossen war. In dieser waren Wechsel vom Baron Wolf in Petersburg, und noch ein Vorrath an baarem Gelde. Auch dieser Umstand giebt die Lehre, das Trau schau wem! immer vorsichtig zu beobachten.

XXXV.

Der Schlange gleich, die noch sterbend ihr letztes Gift ausspritzt, um den wirklichen oder vermeintlichen Widersacher zu verderben, hatte der östreichische Trenck ein doloses Testament gemacht, welches den unsrigen in einige sechzig Prozesse verwickelte und ihm die ganze hochgestellte Administration des Trenckischen Vermögens zu Feinden machte; die Monarchin hatte allerdings befohlen, des Panduren Trencks letzten Willen auf das Allergenaueste pünktlich zu vollziehn, die Abhandlung zu beschleunigen, und den Erben in allen seinen Rechten zu schützen, aber dieses Testament beruhte auf einem Fideikommiß des Vaters, welches die schwersten Bedingungen vorschrieb. Die Untersuchungskosten betrugen mehr wie eine Tonne Goldes, die Legate an 80,000 Thaler und es blieben ihm vom ganzen Reichthum nur noch 76,000 Gulden pro massa übrig und mit dieser erbte er Erbitterung, Haß

und Feindschaft, welche durch seinen Ungestüm, Spottsucht, die oft selbst die Diener der Kirche bitter beleidigte, zum unversöhnlichen wurde und ihm auch in Wien verwundende Dornen auf den Lebenspfad streute. Er schimpfte und lästerte, und machte das Uebel nur ärger. Aus Verdruß und Schmerz machte er eine Reise nach Venedig, Rom und Florenz und kam nach Wien zurück, wo sich Alles zu seinem Verderben vereinigte.

Noch war die Monarchin ihm gnädig, sie ernannte ihm zum Rittmeister bei den Kuirassiren, aber diese Stelle war für den Stolzen zu gering. Nur mit Widerwillen verrichtete er seinen Dienst. Er suchte seinen Schmerz zu betäuben. Der Verlust der Trenckischen Güter in Slavonien verbitterte sein Leben, und selbst die Nachricht von seiner guten Mutter Tode konnte ihn nicht wieder auf die Bahn des Berufslebens zurückführen. Jetzt bat er um Urlaub nach Danzig und kaum hatte er diesen erlangt, als dort der Verrath ihm seine Fesseln schmiedete. Der östreichische Präsident war mit dem preußischen einverstanden, und der Magistrat in Danzig veranlaßt, den Trenck in die Hände seiner Feinde zu lie-

fern. Schon war er entschlossen, Danzig zu verlassen und über Riga nach Petersburg zu reisen, schon hatte er den Platz auf dem Schiffe bestellt, und eine innere Ahnung sagte ihm, er sei verrathen.

Der Resident nahm ihn zum Diner, und wußte ihn zu beschäftigen, bis das Abendessen eingenommen war. Mit der sinkenden Nacht kehrte er nach Hause zurück, wo er sich zur Ruhe begab. Kaum war er im Bette, so klopfte es an seine Thür; Polizei trat ein, er wurde arretirt und ihm kund gethan, der löbliche Magistrat zu Danzig sei genöthigt, ihn, als einen Delinquenten, Sr. Majestät dem Könige von Preußen auszuliefern. Gesagt, gethan. Er ward verhaftet, eingekerkert und den Preußen übergeben, die ihm alle Kostbarkeiten nahmen und nun von Ort zu Ort wie einen Delinquenten transportirten. Sein Rang als östreichischer Offizier ward nicht geachtet, seine Appellation nicht gehört.

So stand er wieder am Rande des Verderbens und der Zorn des Königs, dessen Reich er nun betrat, ruhte schwer auf ihm. Gefaßt ging er ihm entgegen, benutzte keine Gelegenheit zur Flucht, ohngeachtet sie sich ihm manchmal darbot. Er kam

nach Berlin. Hier wurde er drei Tage auf der Hauptwache eingesperrt und am dritten vernommen.

Im Verhöre war er trotzig, begann das alte Lied von Neuem und sagte: er sei im Jahre 1745 ohne Verhör noch Kriegsrecht auf die Festung Glatz verurtheilt worden, wo er sich den Naturgesetzen gemäß eigenmächtig seine Freiheit verschafft hätte. Jetzt sei er kaiserlich-östreichischer Rittmeister, er bäte nicht um die Gnade des Königs, sondern um Verhör und verlange sein Recht. Er antwortete fortan auf keine Frage mehr. Das Verhör ward geschlossen und der hartnäckige Arrestant, der die Richter gegen sich erbittert hatte, auf einen Wagen gebracht und unter starker Bedekkung über Spandau nach Magdeburg transportirt.

Die Stadt, wo er die unglücklichsten Tage seines Lebens verträumen sollte, war erreicht. Der Wagen rasselte über die Kettenbrücken der Festung. Die Thore des Zitadells von Magdeburg öffneten sich dem Gefangenen. Beklommner schlug sein Herz im Vorgefühl zukünftiger Leiden. Der Offizier des Transports überlieferte ihn dem Kapitän von der Hauptwache auf dem Citadell. Gleich erschien der Platzmajor und führte ihn in das ihm

bestimmte Gefängniß, welches bereits für ihn zugerichtet war, denn sein Schicksal war schon entschieden. Kein Wort der Vernehmung, kein vorgelesenes Urtheil; man nahm ihm seine Uhr ab, und ein kleines in Brillanten gefaßtes Portrait seiner Freundin aus Petersburg, welches er auf dem bloßen Leibe versteckt hatte, und schloß die Thür hinter ihm zu. So sah sich Trenck in einem furchtbaren Kerker, und alle seine Hoffnungen, alle seine Wünsche, seine weitaussehenden Pläne umschlossen die finstern Mauern, Kerkerluft wehte ihn an, und nur ein Strahl des Lichtes erleuchtete das furchtbare Gefängniß.

Hier schließt der Selbstbiograph den ersten Theil der Erzählung seiner traurigen Schicksale.

War sein Leben bis jetzt ein bewegtes, so sollte es fortan ein kummervolles werden und jeder Versuch der Befreiung zu neueren größeren Leiden führen.

Jetzt, lieber Leser, folge uns in die Nacht seiner Leiden. Sein Rücken beugt sich im Kerker, nicht sein Muth, schwach wird der Körper, stark bleibt der Geist, aber Menschenhaß lagert sich in

sein Herz, das fortan nur in befriedigter Rache seine Genesung zu finden hoffte.

XXXVI.

Noch ist das Gefängniß Trencks in der Citadelle zu Magdeburg ein Gegenstand des Schreckens, und durch seine merkwürdige Gefangenschaft gewissermaßen ein Wahrzeichen dieser Stadt geworden.

Eine nähere Beschreibung desselben ist deshalb um so nöthiger, als es uns Trencks Befreiungsversuche in ihrem wahren Lichte erscheinen läßt.

Dieses Gefängniß, wo er vielleicht sein Leben vertrauern sollte, war in einer Kasematte, wovon der vordere Theil 6 Fuß breit und 10 Fuß lang, durch eine Zwischenmauer abgetheilt war. In der innern Mauer waren doppelte Thüren und zum Eingang in die Kasematte selbst die dritte. Das Fenster in der 7 Schuh dicken Mauer war

oben am Gewölbe dergestalt angebracht, daß Trenck zwar Licht genug hatte, aber weder Himmel noch Erde sehen konnte. Gegenüber sah er das Dach des Magazins allein. Inwendig steckten eiserne Stangen, auswendig gleichfalls und in der Mitte dieses Mauerfensters war ein ganz enges Drahtgitter angebracht, welches wegen der hinaufsteigenden Abdachung um einen Schuh kleiner war, als die Fenster selbst; auf solche Weise blieb es unmöglich hinaus oder hinein zu sehen. Von außen stand ein hölzernes Pallisadengitterwerck 6 Schuhe von der Mauer, welches verhinderte, daß die Schildwachen dem Fenster beikommen konnten, um ihm etwas zuzustecken. Dabei hatte er ein Bett mit einer Matratze, welches aber mit Eisen an den Fußboden befestigt unbeweglich stand, damit er es nicht an das Fenster rücken und aufsteigen könnte. Ein eiserner kleiner Ofen stand an der Seite der Thüre und bei demselben ein gleichfalls festgenagelter Leibstuhl. Eisen legte man ihm nicht an, hingegen bestand seine Kost in 1½ Pfund Kommißbrot und einem Kruge Wasser. Diese schlechte und geringe Kost war dem Gefangenen die fürchterlichste Marter. Der Hunger weckte ihn und ging mit ihm

zu Bette und stieg mit jedem Tage. Die Nacht über träumte er von Schmausereien und des Morgens erwachte er und die halbe Portion schlechten Kommißbrotes war zu viel um ihn sterben zu lassen, zu wenig, um ihn zu ernähren. Von Tag zu Tag wuchsen seine Qualen und alle seine Vorstellungen wurden mit bitterm Hohn erwiedert. Dazu kam der unausstehliche Gestank des Leibstuhls, und alles dieses machte das Gefängniß zur fortdauernden Folter und den Wunsch lebendig, Alles zu wagen, sich zu befreien. Er gab auf Alles Achtung und erkannte bald die Möglichkeit einer Befreiung. Drei Monate waren vorüber, und eine fürchterliche Zukunft lag vor ihm. Schon hatte er beobachtet, daß er weniger beachtet wurde, als es vielleicht der König wollte.

Alle vierundzwanzig Stunden brachte man ihm sein Brot und Wasser um die Mittagsstunde; die Schlüssel von allen Thüren waren bei dem Kommandanten; die inwendige allein hatte ein besonderes verschlossenes Mittelfenster, durch welches ihm seine Bedürfnisse hereingereicht wurden. Alle Mittwoch aber wurden nur die Thüren geöffnet, und der Kommandant nebst dem Platzmajor kamen her-

ein zum Visitiren, wenn vorher sein Abtritt durch einen geschlossenen Delinquenten gereinigt war.

Nachdem er dieses ein paar Monate hindurch beobachtet hatte, und vollkommen sicher war, daß in der ganzen Woche Niemand in sein Gefängniß kam fing er eine Arbeit an, die er zuvor genau untersucht hatte, und wirklich möglich fand.

Auf dem Platze, wo der Ofen und der Abtritt standen, war der Boden mit Ziegeln gepflastert, und die Wand war der Schwibbogen zwischen seiner benachbarten Kasematte, die Niemand bewohnte.

Er hatte nun eine Schildwache vor dem Fenster, und fand bald ein paar ehrliche Kerle, die trotz des Verbotes mit ihm sprachen, und ihm die ganze Lage des Kerkers schilderten.

Durch diese erfuhr er, daß er leicht entfliehen könne, falls es möglich wäre, in die nächste Kasematte einzubrechen, wo die unverschlosse Thür an das Ufer der Elbe führte, hier könnte er sich nun durch Schwimmen retten. Der Entschluß der Rettung ward gefaßt. Mit Beharrlichkeit arbeitete er die 18 Zoll langen Eisen los, welche den Leibstuhl an den Boden befestigten; sie waren stark und scharf; die drei kleinen Nägel am Kastenblatte wurden ab-

gebrochen, auswendig aber bei der Visitation wieder eingesteckt.

Hierdurch erhielt er Brecheisen, hob die Ziegel vom Boden auf, und fand unter derselben sogleich Erde.

Der erste Versuch ward begonnen, hinter diesem Kasten ein Loch durch den Schwibbogen gebrochen, welcher 7 Schuhe dick war. Die erste Lage der Mauern waren Ziegelsteine, dann folgten aber sogleich große Bruchsteine. Nun versuchte er erst, sowohl die Ziegel des Bodens, als die ersten der Wand genau zu numeriren und zu bemerken, um das Loch wieder akkurat zuzumachen. Dieses glückte; er griff also weiter.

Am Tage vor der Visitation ward Alles ganz behutsam zugemacht, um jeden Verdacht abzulenken.

Beinahe einen Fuß hoch brach er in die sichtbare Mauer. Die Ziegeln wurden wieder eingesetzt; der feinste Kalk wohl verwahrt, der übrige von der Mauer abgeschabt, die vielleicht hundertmal vorher überweisset war, und unmerklich Stoff genug zu seinen Bedürfnissen gab. Aus seinen Haaren verfertigte er seinen Pinsel, machte alles

gleich, dann den feinen Kalk in der Hand naß, überstrich es, und blieb mit dem bloßen Leibe so lange an der Mauer sitzen, bis Alles trocken und der übrigen Wand gleich war. Dann wurden die Eisen wieder an den Abtritt befestigt, und es war unmöglich das Mindeste zu bemerken.

Während der Arbeit lagen Steine und Schutt in seiner Bettstelle, hätte man nun in der ganzen Zeit einmal die Klugheit gehabt, an einem andern Tage, als Mittwochs, zu visitiren, so wäre er sogleich entdeckt worden; da dieses aber binnen 6 Monaten gar nicht geschah, so war ihm die Ausführung einer unglaublichen Unternehmung möglich.

Inzwischen mußte er auf Mittel sinnen, den Schutt aus dem Gefängniß zu schaffen, weil es nie möglich ist, aus einer gebrochenen Mauer Alles wieder in den vorigen Raum zu bringen. Dieses geschah auf folgende Art: Kalk und Steine waren auf keine andere Weise fortzuschaffen; er nahm also Erde, streute etwas in sein Zimmer, und trat den ganzen Tag auf derselben herum, daß sie ein feiner Staub wurde.

Diesen Staub streute er auf sein Fenster; um herauf zu steigen, brauchte er den losgemachten Ab-

tritt. Dann machte er sich einen kleinen Stab von Holzsplittern aus der Bettstelle, der Zwirn von einem alten Strumpfe diente zum Zusammenbinden und vorn machte er aus seinen Haaren einen Büschel.

Im mittleren Drahtgittter am Fenster machte er ein Loch größer, das von untenher nicht bemerkt werden konnte; dann warf er seinen Staub ganz dick auf die Fenstermauern und schob ihn mit größter Mühe mit seinem Stabe durch das Drahtgitter bis an den äußern Rand des Fensters.

Dann wartete er, bis windiges Wetter einfiel, und wann die Windstöße am Fenster in der Nacht vorbeistrichen, stieß er mit seinem Pinsel den Staub hinaus, welcher in die Luft geführt wurde, und von außen keine Merkmale auf der Erde hinterließ.

Auf diese Art schaffte er gewiß allgemach mehr als drei Zentner Erde heraus und hatte sich zur angefangenen Arbeit Luft gemacht.

Da dieses aber nicht hinlänglich war, so half noch Folgendes: er machte Würste von Thonerde, die dem Kothe ähnlich sahen, trocknete sie, und wenn man das Schloß der letzten Thüre am Mittwoch öffnete, dann warf er sie geschwind in den

Abtritt; der Arrestant eilte mit dem Eimer hinweg, schüttete aus, und auf diese Art wurden gleichfalls alle Wochen ein paar Pfund hinausgeschafft.

Er machte auch kleine Kügelchen und blies mit einem Stück Papier, wenn die Schildwache spazieren ging, eines nach dem andern weit zum Fenster hinaus; auf diese Art verschaffte er sich Platz, füllte den leeren Erdraum unter dem Bretterboden mit Kalk und Steinen aus, und arbeitete glücklich vorwärts.

Auch der Unglückliche findet seine Freunde. Trenck fand eine Schildwache, die ihm einen eisernen Ladestock und ein Zuthue-Messer zusteckte, das ihm gute Dienste leistete. Mit diesem ward die Arbeit mühsam vollendet. Während dem ward er mit einem alten Grenadier bekannt, der ihm die ganze Lage des Gefängnisses schilderte, und die Bekanntschaft eines Judenmädchens machte. Diese verschaffte ihm Gelegenheit, an seine Schwester zu schreiben, und versprach, ihm Briefe zu bestellen.

Zugleich gab er ihr einen beweglichen Brief an den kaiserlichen Minister in Berlin, Graf Puebla,

mit, schloß einen Wechsel von 1000 fl. bei, um sie in Wien einzukassiren und selbige dieser Heymannin zu behändigen. Diese 1000 fl. hatte er ihr zur Belohnung für ihre Treue versprochen. Die 300 Rthlr. von seiner Schwester sollte sie ihm aber bringen, und dann nebst ihrem Grenadier seine Anstalten zur sicheren Flucht befördern, welches auch unfehlbar durch sein bereits damals halb fertiges Loch in der Mauer oder durch Hülfe der Jüdin und Schildwache mit Durchschneidung der Thüren um die Schlösser herum geschehen wäre.

Die Briefe waren offen, weil er sie nur um den Stock wickeln, und ihr auf diese Art zustecken konnte.

Das arme redliche Mädchen geht also nach Berlin gerade und glücklich zum Minister, Graf Puebla. Dieser giebt ihr allen Trost, übernimmt Brief und Wechsel und befiehlt ihr mit seinem Gesandtschaftssekretär Herrn von Weingarten zu sprechen und Alles zu thun, was dieser ihr befehlen würde.

Sie geht zu ihm, wird auf das freundlichste empfangen, er fragt sie ganz aus. Sie vertraut ihm den ganzen Entwurf zu Trencks Flucht durch

die beiden Grenadiere, auch daß sie Briefe an seine Schwester nach Hammer bei Küstrin zu tragen habe.

Er fordert diesen Brief, liest ihn, forscht Alles aus, befiehlt ihr, sogleich zu Trencks Schwester zu gehen und giebt ihr zwei Dukaten auf die Reise mit dem Befehl, bei ihrer Rückkunft wieder zu ihm zu kommen. Indessen wolle er die Zahlung des Wechsels per 1000 fl. in Wien besorgen und ihr sodann weitere Instruktion geben.

Das Mädchen geht freudig nach Hammer. Trencks Schwester, die Wittwe war, und ihren Mann nicht mehr wie im Jahre 1746 zu fürchten hatte, war entzückt über die Nachricht, daß der unglückliche Bruder noch lebe, giebt ihr 300 Rthlr. und muntert sie auf, alles Mögliche zu seiner Rettung beizutragen.

Hiermit eilt sie nebst einem Briefe nach Berlin zurück, bringt die Nachricht dem Herrn von Weingarten, so hieß der östreichische Gesandtschaftssekretär. Dieser liest seiner Schwester Brief, fragt ihr Alles ab, auch sogar die Namen der beiden Grenadiere, sagt ihr, die 1000 fl. wären noch nicht aus Wien angekommen, giebt ihr aber 12 Dukaten mit Befehl, nach Magdeburg zu eilen, und

dem Gefangenen die gute Nachricht zu bringen, dann aber sogleich nach Berlin zurückzukehren, und ihre 1000 fl. bei ihm abzuholen. Das gute Mädchen fliegt nach Magdeburg, geht auf die Zitadelle, begegnet aber zu ihrem größten Glücke vor dem Thore dem Weibe des Grenadiers, welches ihr mit Winseln und Thränen erzäht, daß ihr Mann nebst seinem ihr bekannten Kameraden arretirt, in Eisen gelegt und scharf bewacht festsäßen, um vor's Gericht gestellt zu werden.

Die Jüdin hatte einen gesunden Verstand, kehrte auf der Stelle um, und flüchtete glücklich nach Dessau.

Trenck war betrogen. Der Legationssekretär hatte sie alle verrathen, 1000 Gulden in den Beutel gesteckt und seine Verrätherei verursachte, daß der Jüdin armer Vater 100 Stockprügel kriegte, der eine Grenadier gehenkt wurde, der andere auf den Tod 3 Tage Gassen lief und Trencks Schwester in des Königs Ungnade fiel und vor Harm starb. Trenck selbst gerieth nun in schwerere Gefangenschaft und furchtbare Ketten klirrten fortan an dem Unglücklichen.

XXXVII.

Eben als das alte Gefängniß durchbrochen war, die Nacht hereinbrach und er seine Anstalten zur Flucht machen wollte, hielt ein Wagen vor seinem Gefängniß. Gott! wie erschrak er! Todesangst umklammerte sein Herz.

Schlösser und Thüren wurden geöffnet. In der Geschwindigkeit versteckte er sein Messer, um sich selbiges, ehe er einen gewaltsamen schmachvollen Tod erlitte, in die Brust zu stoßen. In diesem Augenblicke trat der Platzmajor nebst dem Major du jour und einem Kapitän in sein Gefängniß mit zwei Laternen in den Händen. Außerhalb des Gefängnisses stand Wache.

Lassen wir jetzt Trencks eigene Worte sprechen da sie seine Lage mit den traurigsten Farben schildern:

„Der Major befahl: Ziehen Sie sich an! Dies war bald geschehen. Es war noch meine Corduasche kaiserliche Uniform. — Hierauf reichte mir Jemand ein Paar Eisen, mit welchen ich mich

selbst über Kreuz an Hand und Fuß schließen mußte. Dann band mir der Platzmajor mit einem Tuche die Augen zu, man griff mich unter die Arme und führte mich in den Wagen. Aus der Zitadelle muß man nun durch die ganze Stadt, und dann erst zur Sternschanze wieder hinausfahren. Ich hörte nichts als das Geklirr der den Wagen umgebenden Bedeckung, in der Stadt aber einen gewaltigen Zulauf des neugierigen Volkes, weil man ausgesprengt hatte, ich solle in der Sternschanze enthauptet werden.

Endlich hielt der Wagen still. — Trenck erzählt fort: Man führte mich aus demselben in das neue Gefängniß. — Man löste mir bei dem Scheine einiger Lichter das Tuch von den Augen. — Aber, o Gott! wie regte sich mein Gefühl, da mir zwei schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede mit einer Gluthpfanne und Hammer bewaffnet, und der ganze Fußboden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen, um mich zu schmieden.

Man griff sogleich zum Werke, und beide Füße wurden mir mit schweren Ketten an einen eisernen in der Mauer befestigten Ring eingeschmiedet. Dieser Ring war 3 Schuhe von dem Boden erhaben,

folglich konnte ich links und rechts 3 Fuß breit eine Bewegung machen. Dann wurde mir um den nackten Leib ein handbreiter Ring geschmiedet, welcher mit einer Kette an einer eisernen Stange hing, die zwei Schuhe lang war, und an deren beiden Enden ihn zwei Schellen befestigten. Das ungeheure Halseisen ward mir diesmal noch nicht angelegt, und folgte erst im Jahre 1756.

Nun sagte kein Mensch gute Nacht. Alles ging in fürchterlicher Stille fort, und ich hörte nach einander 4 Thüren mit fürchterlichen Gerassel zuschließen.— Ich fand der Hölle Qual und Schmerz.

Hier saß ich ohne Trost und Hülfe, mir allein überlassen auf dem nassen Fußboden in dicker Finsterniß. Die Fesseln schienen mir unausstehlich, ehe ich mich an sie gewöhnte und ich dankte Gott, daß man mein Messer nicht gefunden hatte, womit ich meinen Leiden in eben dem Augenblicke ein Ende machen und ein Selbstmörder werden wollte. Dies ist noch ein wahrer Trost des unglücklichen ehrlichen Mannes, daß er über die Vorurtheile des Pöbels erhaben ist, und hiermit kann man dem Schicksal Trotz biethen.

Schildern kann meine Feder dem Leser nicht,

wie ich in dieser ersten Nacht mit meinem Herzen, mit meinen Entschließungen kämpfte, auch den letzten Entschluß zurückhielt. — Ich sah wohl ein, daß dieses Schicksal mir nicht auf kurze Zeit bestimmt sei, weil mir der nächst ausbrechende Krieg zwischen Oestreich und Preußen bekannt war, und das Ende mit Gelassenheit abzuwarten, schien mir unmöglich. Dabei hatte ich Ursache zu zweifeln, ob man sich am Ende noch in Wien für mich interessiren werde, weil ich Wien aus Erfahrung kannte, auch wußte, daß die, welche meine Güter daselbst getheilt hatten, gewiß alles Mögliche thun würden, um mir die Rückkehr zu wehren. Mit Todes-Gedanken verfloß die Nacht. Der Tag erschien, aber nicht in seinem Glanze für mich; dennoch konnte ich in der Dämmerung meinen Kerker betrachten. —

Die Breite war 8 und die Länge 10 Schuhe. Neben mir stand ein Leibstuhl, und 4 Ziegeln waren in der Ecke in die Höhe gemauert, worauf ich sitzen und den Kopf an die Mauer anlehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber, an den ich angeschmiedet war, war ein künstliches Fenster in der 6 Schuhe dicken Mauer angebracht, in der Form

eines halben Zirkels, aber nur einen Schuh hoch und zwei im Diameter. Von innen ging die Oeffnung gemauert bis an die Mitte, woselbst ein enges Drahtgitter befestigt war. Dann lief die Abdachung gegen die Erde hinaus, wo man dieses Luftloch oder Fenster mit dicht aneinanderstehenden eisernen Stangen, eben so wie inwendig, versichert hatte.

Da nun mein Gefängniß in dem Graben des Hauptwalles gebaut, von hinten an denselben gelehnt, inwendig 8 Schuhe breit und die Mauer 6 dick war, so stieß das Fenster beinahe an die Mauer des zweiten Walles; folglich konnte von oben her gar keines, von unten auf aber nur der Widerschein des Tageslichtes in meinem Kerker, besonders durch ein so enges Loch hereinbrechen, welches dreimal mit Eisen und Gittern versehen war. Mit der Zeit wurde mein Auge aber dennoch so an diese Dämmerung gewöhnt, daß ich eine Maus konnte laufen sehen. Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht in den Graben schien, war bei mir ewige Nacht.

Inwendig war vor dem Gitter ein Fenster, wovon die mittlere Scheibe zum Luftloch geöffnet werden konnte.

Neben mir stand ein hölzerner Leibstuhl, der alle Tage ausgetragen wurde und ein Wasserkrug. In der Mauer konnte man den Namen Trenck von rothen Ziegeln ausgemauert lesen, und unter meinen Füßen lag ein Leichenstein mit dem Todtenkopf, unter welchem ich gleichfalls begraben werden sollte, und mit meinem Namen bezeichnet. Mein Kerker hatte doppelte Thüren von zwei Zoll dicken eichenem Holze. Vor denselben war eine Art von Vorzimmer mit einem Fenster, und dieses abermals mit zwei Thüren verschlossen. Das Gefängniß war frisch ausgeweißt, und der Dampf in ihm beengte mir die Brust, und sein Boden war voller Wasser, das von den feuchten Wänden herabträufelte."

XXXVIII.

So saß Trenck, der unglücklichste Mann seiner Zeit, im schmachvollen furchtbaren Kerker und dachte an Rettung, Flucht oder Tod durch eigne Hand. Zum Glück hatte er das Messer noch bei sich. Die Thüren des Kerkers waren von Holz, er beschloß, die Schlösser abzutrennen, und nun das Weitere zu wagen.

Vor Allem aber mußte er sich aus seinen Fesseln winden.

Das Wagstück begann. Die erste Hand brachte er glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann. Er wetzte mit einigen Stücken Ziegelsteinen, die er von seinem Sitze losschlug, so glücklich an dem nur nachlässig verschmiedeten Stifte der Handschelle, daß er denselben herausziehen und auch diese Hand befreien konnte.

Der Ring um den Leib war nur vermittelst eines Hakens mit der Kette an der Armstange befestigt. Er stemmte seine Füße gegen die Wand

und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb ihm noch die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß übrig, er drehte dieselbe übereinander; Kräfte hatte ihm die Natur gegeben; er sprengte sie mit Gewalt von der Mauer weg, und zwei Gelenke sprangen auf einmal.

Von Fesseln frei, glaubte er sich schon glücklich, schlich zur Thüre, suchte im Dunkeln die Spitzen der durchgeschlagenen Nägel um das auswendig befestigte Schloß und fand, daß er eben kein großes Stück Holz auszuschneiden hatte, um diese zu eröffnen; gleich nahm er sein Messer zur Hand, und schnitt unten am Gerüste ein kleines Loch durch, fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich Möglichkeit, alle 4 Thüren in einem Tage zu öffnen.

Hoffnungsvoll eilte er nun wieder zu seinen Eisen, um sie wieder anzulegen, aber wie bebte er zusammen, als die Kette nicht wieder anschloß, und sie ihn bei der Visitation des wachhabenden Offiziers verrathen mußte.

Er band mit dem Zopfbande die Kette zusammen, aber nur mit Foltermartern konnte er die Schelle über die geschwollene Hand bringen, deren Schmerz von Augenblick zu Augenblick wuchs. Ei-

nige Tage darauf ließ die Geschwulst nach, die Arbeit begann von neuem, die erste Thüre ward durchbrochen, aber größere Mühe verursachte die zweite, da sie viel fester war, eine Querstange hatte, und nach außen ging. Mit der Beharrlichkeit der Verzweiflung ward das Werk fortgesetzt.

XXXIX.

Hier, lieber Leser, denke Dich an die Stelle des Unglücklichen, der, mit blutender Hand, mit aufgeriebenem Knöchel, die Kloakenluft des dunkeln Kerkers einathmen, jeden Augenblick Entdeckung und furchtbare Strafe fürchtend, grollend mit der Vorsicht und mit sich selbst, im Finstern dieses Werk verrichten mußte. Seine Finger waren wund und drohten brandig zu werden; der Schweiß floß auf den schlüpfrigen Boden, das rohe Fleisch blutete in den Händen und das Herz schlug in Todesangst.

Endlich ein Strahl des Tageslichtes, aber die

Ansicht neuer Gefahren; der Kerker ging in den Hauptgraben des ersten Walles; hier stand die Wache mit geladenem Gewehr, hier erhoben sich die Pallisaden. Zu diesem Wall führte die dritte der Thüren, die endlich der mühsamsten Arbeit sich aufthun sollte. Bald war sie vollbracht, da brach die Messerklinge, und fiel klirrend auf die Steine des Bodens. Trenck bebte zusammen, als flammte das Richterschwerdt über seinem Haupte; Verzweiflung umklammerte sein Herz. Starren Blickes sah er zum Himmel, wo eben der Mond durch nächtliche Wolken ruderte, fiel auf seine Knie, suchte Muth und Trost und fand keinen, denn seinem Herzen fehlte der fromme Glaube und das Bewußtsein guter That.

Tod war sein Gedanke; über Sein und Nichtsein entschied das zaghafte Herz. Er ergriff die am Boden liegende zerbrochene Messerklinge, wankte in den Kerker zurück, zerschnitt sich die Adern am Arm und Fuße, und dahin rieselte das Blut, der Strom des Lebens. Ohnmacht umfing ihn; doch in ihr stillte sich das Blut.

Auf einmal hörte er seinen Namen wiederholt rufen und wie ein Engel der Rettung erschien der

Grenadier Gefhard, sein alter Freund, und meldete ihm, wie er von hier aus seine Flucht durch Ausdauer und Abwarten der Gelegenheit beschleunigen könnte, nur müßte er nichts übereilen. Hiermit ging er. Trencks Zustand war fürchterlich. Die Wunden schmerzten. Die Hände waren von der ungeheuren Arbeit geschwollen, und ohne Hemde stand er da, welches zur Verbindung seiner Adern dienen mußte. Der Schlaf überfiel ihn, und kaum hatte er Kräfte zu stehen übrig. Indessen mußte er wachen, um seinen Entwurf auszuführen.

Mit seiner eisernen Armstange stieß er nun die Ziegelbank, worauf er saß, leicht auseinander, weil sie noch ganz neu gemauert war, und alle Steine legte er mitten in sein Gefängniß. Die inwendige Thüre war ganz offen. Die obere Hälfte der zweiten verstrickte er an Angeln und Schlosse mit seinen Ketten, so daß keiner hinüber steigen konnte.

Da nun der Mittag heran kam und man die äußere Thüre öffnete, erschrak Jedermann, daß die andere offen war. Man trat in das Vorgemach mit Erstaunen. Nun stand der Mann des Unglücks an der innern Thüre in der fürchterlichsten Ge-

stalt mit Blut bedeckt wie ein Verzweifelter da, hielt in der einen Hand einen Stein und in der andern das zerbrochene Messer und rief: „Zurück! zurück! Herr Major! Sagen sie dem Kommandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er soll mich hier todtschießen lassen. Herein kommt kein Mensch; — ich werfe und schlage 30 Mann todt, ehe einer hereinkommen kann — und für mich bleibt mir mein Messer. Sterben will ich hier und das trotz Ihrer Gewalt. Sterben will ich, aber nicht verschmachten.

Der Major erschrak, — konnte sich nicht entschließen, und ließ den Vorfall dem Kommandanten melden. Indessen setzte sich Trenck auf seinen Steinhaufen und erwartete sein ferneres Schicksal, vielleicht seinen Tod. — —

Gleich darauf erschien der Kommandant, General von Bork, nebst dem Platzmajor und einigen Offizieren. Er trat in das Vorgemach, sprang aber sogleich zurück, sobald er ihn zum Wurf bereit erblickte. Trenck wiederholte, was er dem Major gesagt hatte und nun befahl er sogleich den Grenadieren, die Thüre zu stürmen. Das Vorgemach war kaum 6 Schuhe breit, und nicht mehr als ei-

ner oder zwei konnten die Verschanzung zugleich angreifen. Es war ein wahres Thermopylä. Der Major sprach Worte des Friedens, der Feldprediger unterstützte ihn; Trenck gab nicht nach. Nun kommandirte der Major: Greift an! Es geschah. Die Grenadiere stürmten ein. Ein Steinwurf traf den ersten derselben, die andern prallten zurück, und wollten, Trencks Leben schonend, von der Schußwaffe nicht Gebrauch machen.

Der Major sprach noch einmal Worte des Friedens und diesen leistete der Verzweifelte Folge, denn er wollte den Major nicht unglücklich machen, dem seine Nachsicht Kassation verursacht hätte. Er ergab sich und erhielt nun ärztliche Hülfe und Erquickung. Der König milderte aber seine Gefangenschaft nicht, sondern befahl ihre Fortdauer, aber die Behandlung war humaner, menschlicher und im Gefängniß herrschte fortan mögliche Reinlichkeit.

Lieber Leser! oder Du gemüthvolle junge Leserin! welche Du den Helden unserer Erzählung früher im Glanze der königlichen Garde, im funkelnden Kuiras, im blitzenden Wehrgehänge und im Portepee gezierten Degen, dem Symbol der Ehre, Dir denkst, siehe ihn jetzt!

Da steht er, der einst stolze Edelmann, ein Bild des Jammers in Delinquenten-Kleidung!

XXXX.

Die Arme sind an eine Stange geschmiedet, die schwere Kette umklirrt den Körper, die Füße fesselt das kalte Eisen an die Mauer, und er konnte weder Hemd noch Hosen ordentlich anziehen. Es ward ihm also das erstere mit offenen Nähten überall zusammen gebunden, und dieses geschahe alle vierzehn Tage; die Hosen aber waren auf beiden Seiten zugeknöpft. Ein blauer Kittel von grobem Kommißtuche, der gleichfalls zusammengebunden werden mußte, bedeckte seinen Leib; ein Paar wollene Kommißstrümpfe und ein Paar Pantoffeln dienten für die Füße. Die Hemden waren gleichfalls von Kommißleinewand.

Wenn sich nun Trenck in dieser wirklich fürch-

terlichen Missethäterkleidung betrachtete, in welcher er in Fesseln an die Mauer geschmiedet, nach Recht und Mitleid vergebens schmachtete, wenn er unter sich seinen Leichenstein sah, wenn er in seiner Herzens- und Gewissensprüfung nicht den mindesten Vorwurf fand, war es zu verwundern, daß bitterer Menschenhaß sich in sein Herz schlich.

Diesen bittern Unmuth spricht seine Lebensbeschreibung in mehreren Seiten in Prosa und Versen aus, und diese sind es, die die Aufmerksamkeit so oft ermüden, und den Zweck des Mitleids verfehlen, welches nur der geduldig Leidende verdient.

Neue Pläne der Flucht wurden abermals geschmiedet und der Grenadier Gefhard ins Interesse gezogen. Er kam auf einen Posten, von wo aus durch das Luftloch des Fensters mit ihm gesprochen werden konnte. Die Flucht ward beschlossen, vor Allem mußte man Geld haben. Trenck erhielt durch Gefhard Schreibmaterialien, Wachsstock und Feuerzeug; nur die Tinte fehlte; dazu diente sein Blut.

Das Licht ward angezündet, des Kerkers Dunkel erhellte sich, aber furchtbar war der Augenschmerz

des unglücklichen Trenck, da das ungewohnte Licht in das entzündete Auge stach.

Hier schrieb er nun nach Wien an seinen ächten Freund, den damaligen Hauptmann von Ruckhardt, schilderte sein Unglück, assignirte 3000 Gulden auf seine Kasse mit der Bitte: er sollte 1000 Gulden zur Reise behalten und den 15. August bestimmt in Gummern, einem sächsischen Städtchen 2 Stunden von Magdeburg, eintreffen.

Gefhardt erhielt denselben Befehl, und seinen Brief auf eben die Art durch das Fenster, wie er es hineingesteckt hatte, schickte sein Weib mit demselben nach Gummern und bestellte ihn glücklich auf die Post.

Nun stieg Trencks Muth mit jedem Tage und so oft Gefhardt auf den Posten zu ihm kam, wurden alle mögliche Anschläge gemacht und alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen.

Es verflossen etliche Tage, ehe er wieder Schildwache bei Trenck stand. Wie hüpfte aber sein Herz da er ihm am 15. August frohlockend zurief: — „Alles ist glücklich von Statten gegangen.“ Rettung ist möglich!!!

Da er Abends wieder kam wurde nun Alles abgeredet, auf welche Art er Trenck das Geld zustecken könnte.

Trenck konnte bis an das Drahtgitter mit zusammengefesselten Händen nicht greifen, das Luftloch war auch zu klein. Es wurde also beschlossen, bei nächster Wache sollte er Kalefaktordienste verrichten, dann aber, bei Füllung seines Wasserkruges, das Geld hinein und ihm zustecken.

Dieses wurde glücklich vollzogen. Aber wie erstaunte Trenck, da er in demselben anstatt 1000 fl. die ganze Summe von 2000 fand; wovon er ihm doch die Hälfte zu nehmen erlaubt hatte.

Das war einmal ein ehrlicher Mann, und das war ein pommerscher Grenadier.

Nun ging es an's Werk. Abermals machte sich Trenck von Fesseln frei. Mittags, wenn man visitirte, rieb er etwas nasses Kommißbrod auf dem rostigen Eisen, um ihm die Farbe desselben zu geben, dann schloß er das offene Gelenck mit diesem Teige, ließ es an dem warmen Leibe über Nacht trocken werden, und bestrich hernach den Ort mit Speichel, um ihm den Eisenglanz zu geben. Durch diese Erfindung war es unmöglich, den durgeschnit-

tenen Ort zu kennen. Nun konnte er sich losmachen und mit seinen Werkzeugen die Fenster durchfeilen.

Noch bedurfte er eines Instruments, die Bretter des Fußbodens zu durchschneiden, um durch den Fußboden des Kerkers zu kommen. Dieser war von starken Eichenpfosten. Wenn er sich nun um den Kopf herum ein wenig Luft machte, so diente seine eiserne dicke Stange zwischen den Händen am besten, dieselben herauszuheben. Schliff er sie sodann auf seinem Leichensteine, so war der beste Meisel fertig, um die Bretter durchzuschneiden. Nun wagte er den ersten Schnitt, der aber über einen Zoll breit werden mußte, um in die Tiefe zu arbeiten.

Die Arbeit glückte. Nun zog er das Stück Brett heraus und paßte es wieder ein. Nach mühsamer Arbeit war endlich der Boden durchbrochen und in den Sand desselben verbarg Trenck die Holzsplitter. Der Grenadier Gefhard war fortan, sein eigenes Leben wagend, Trencks treueste Hülfe. Er steckte ihm außer Waffen und Werkzeugen Leinewand zu.

Aus dieser machte der Inhaftat, der nun auch Nähzeug hatte, 6 Schuh lange Würste; diese füllte

er mit Sand, und so oft sein Gefhard Schildwache stand, schob er sie hinaus, welcher sie vorsichtig leer machte und ausstreute.

Leider bemerkte Trenck nur zu bald, daß der Boden 4 Schuh tief war. Wie sehr wurde dadurch seine Arbeit erschwert; das Loch, in welches er so tief hinuntersteigen mußte, war 4 Fuß tief, und mußte so weit sein, um arbeiten und sich bücken zu können. Was für Mühe es kostete, oben auf dem Boden zu liegen, und dann 4 Schuhe tief den Kopf und den Leib hinunter zu beugen, um den Sand mit den Händen hinauszuwerfen, ist unbeschreiblich und erfordert Versuche, um sich einen Begriff davon zu machen. Inzwischen mußte es dennoch täglich, wenn er arbeitete, geschehen, um an das Fundament zu kommen. Bei der Visitation war aber alles wieder hineingeworfen, und um alles von außen, auch seine Ketten, wieder in Ordnung zu bringen, brauchte er gewiß etliche Stunden Zeit.

Das Beste war, daß er sich einen Vorrath von Licht und Wachsstöcken angeschafft hatte. Da aber sein Gefhard öfters nur in 14 Tagen einmal zu ihm auf den Posten kam, so verzögerte sich seine Arbeit gewaltig; und da das Sprechen aller Schild-

wachen bei Galgenstrafe verboten, wollte es Trenck nicht wagen, einen neuen Freund zur Hülfe zu suchen, um nicht verrathen zu werden. Indessen litt er in diesem Winter ohne Ofen gewaltige Kälte, sein Herz war aber fröhlich, weil er Aussicht zur Rettung sah, und diese Hoffnung erhielt ihn gesund und frisch.

Ach leider ward ihm ein Schreck; Gefhard kam nicht, und er glaubte sich verrathen. Diesmal hatte er sich getäuscht, aber bald sollte er sich selbst eine Falle legen: Er gab dem zurückgeschickten Gefhard wieder Briefe nach Wien. Dieser schickte sein Weib nach Gummern mit dem Briefe. Dieses dumme Weib sagte zum Postmeister: ihr Mann habe einen Prozeß in Wien und er möchte die Güte haben, und diesen Brief sicher bestellen, wofür sie ihm 10 Reichsthaler in die Hand drückte.

Der sächsische Postmeister argwöhnte aus dieser Freigebigkeit natürlicherweise ein Geheimniß, öffnet den Brief, sieht den Inhalt, und anstatt ihn zu befördern oder bei möglichem Argwohn ihn nach Dresden an seinen Herrn zu schicken, wird er ein Verräther und bringt ihn dem Gouverneur in Magdeburg. Dieser war damals der Herzog Ferdinand

von Braunschweig und eben gegenwärtig. Es war ein Mann, der Menschlichkeit mit strengem Diensteifer vereinte. Im strafenden Eifer trat er Tags darauf mit Gefolge in Trencks Gefängniß, zeigte ihm seinen Brief vor und begann das Verhör. Trenck leugnete den Mitschuldigen zu kennen. Weder Ermahnungen noch Drohungen, und selbst nicht das Versprechen, ihn der Ketten zu entnehmen, vermochten es, ihn zu bewegen, den Grenadier zu nennen. Der Herzog ging heraus und sprach zu seinem Gefolge:

Der Trenck ist standhaft, ich bedaure ihn.

Tags darauf hatte sich ein Grenadier an den Pallisaden erhängt. Trenck glaubte, es wäre Gefhard; schon wollte er nun den Namen nennen, aber sein guter Genius rief: nein. Denn da der Gehenkte nicht Gefhard war, so würde ihn dies verrathen haben. Wirklich sah er seinen Gefhard wieder, aber konnte, da die Wache doppelt war, nicht mit ihm sprechen.

Während dieser Zeit begann der siebenjährige Krieg; Friedrich rückte ins Feld; seine Offiziere sollten sich Lorbeeren erkämpfen; nur der, der am meisten nach Ruhm dürstete, schmachtete als

ein Delinquent im fürchterlichen Kerker. Die Garnison von Magdeburg rückte aus, ein neuer Kommandeur, der General von **Borck**, kam; ihm war Trencks Bewachung anbefohlen und er erfüllte seine Pflicht mit Kälte und Härte.

XXXXI.

Dem Trenck ward das Bett genommen; der Körper unterlag und er verfiel in schwere Krankheit. Auch hier wurden ihm die Ketten nicht genommen. Die Krankheit selbst, ein Entzündungsfieber wüthete mit aller Wuth in seinen Eingeweiden, und was litt seine Seele in seinem Zustande des bittern Menschenhasses und der Verzweiflung an eine waltende Gerechtigkeit. Hitze und Kopfschmerz und der im Eisen verschwollene Hals brachten ihn bis zur Raserei und in solchen Anfällen waren Füße, Hände und Leib wund gerissen. — — Genug hiervon. Der lebendig Geräderte, welcher ohne Gnadenschlag auf dem Rade sterben muß, lei-

det weniger als er. Endlich erschien ein Tag, an den Trenck nur mit Schauder und Schrecken denken kann. Er saß in der größten Hitze und Blutwallung, wo die Natur mit ihrer Zerstörung rang, und da er trinken wollte, fiel sein Krug aus der Hand und zerbrach.

Der Schmerz des Durstes zog ihm eine Ohnmacht zu, und so fand ihn der visitirende Offizier. Er kam ins Leben zurück durch die Hülfe des Arztes. Fortan wurde sein Gefängniß leichter; die Damen der Garnison unterstützten ihn mit Speise und Trank, und selbst die Offiziere gaben ihm Gelegenheit zu entfliehen.

Noch hatte er Instrumente und abermals benutzte er sie, sich unter dem Gefängniß ein Loch zu graben, um zu entfliehen. Nach unsäglicher Mühe war es vollendet, aber eben als er sich befreien wollte, hörte ein Soldat das Geräusch an den Wällen und man fand ihn, und der Maulwurf wurde in neue schwere Fesseln gelegt. Trencks Arglist verstand es, bei dem Verhör auszusagen, er stände mit dem Bösen im Bunde, der ihm Feilen und Geld brächte, und nun betrachtete ihn der Aber-

glaube mit einer gewissen Scheu, und man wagte es nicht mehr, ihn hart anzulassen.

Man hatte ihm einen zinnernen Becher gegeben. Hierauf gravirte er mit einem Nagel und gewann dadurch endlich eine Geschicklichkeit, welche im Offizierkorps allgemeine Freude machte. Jetzt hätte er können ruhiger leben; er gewann sich Freunde im Offizierkorps; er erfuhr von ihnen die Lage seines Gefängnisses und ein neuer Plan ward entworfen, und mit den noch übrigen Werkzeugen begonnen. Alles kam aber wieder an den Tag und jede neu begonnene Flucht hatte die Folge strengerer Aufsicht. Es wäre ermüdend, ihre Details zu erzählen.

Die Stürme des Krieges nahten sich der Stadt. Franzosen drohten Ueberrumpelung, wichen aber, wie Trenck in seiner Biographie selbst sagt, vor der Macht des Goldes. Panduren nahten und vergebens bemühte sich Trenck, sie in sein Interesse zu ziehen.

Der siebenjährige Krieg endete durch den Hubertsburger Frieden. Mit Lorbeer gekrönt kehrte König Friedrich als Siegesfürst zurück. Mehrere Kommandanten hatten in Magdeburg gewechselt. Unter ihnen hatten sich ein

Landgraf von Hessen und ein Prinz von Braunschweig als wahre Menschenfreunde gezeigt. Diese mochten es sein, welche für Trenck ein Wort der Fürbitte beim König einlegten, denn die östreichische Regierung hatte dies nur obenhin gethan. Allmählig fing Trenck an an seiner Rettung zu verzweifeln. König Friedrich war stark und kräftig heimgekehrt; der große Held ward der große Regent; er lebte als Philosoph und Weiser in den neugeschaffenen Anlagen zu Potsdam. Auf Alles wendete sich das Auge des Königs, es war ihm nichts zu groß und nichts zu klein, wenn es etwas Gutes galt, und während er der Retter vieler Unglücklichen war, ruhte der huldvolle Blick seines Auges immer noch nicht auf dem unglücklichen Trenck. Doch endlich erweichte sich des Monarchen Herz, auch in den Kerker sollte das Wort Verzeihung, Gnade tönen.

XXXXII.

Der Friede war bereits in 9 Monaten geschlossen, und noch seufzte Trenck im stillen Grame unter furchtbaren Fesseln in seinem Kerker. Siehe, da erschien der vierundzwanzigste Dezember, der Tag des heiligen Weihnachtsfestes, der Tag der Freude und der Herzenserhebung. Für unsern Trenck war er ein verhängnißvoller. Es war der Tag, an welchem er mit seinem Freund Schell aus Glatz entfloh, wo er zuerst des bittersten Leiden Schmerzen fühlte, und durch übereilte Flucht den Grund aller zukünftigen Unglücksfälle legte.

Eben dachte er über sein Schicksal nach, blickte auf die Erde, die er so oft, wie ein Maulwurf, durchwühlte, und welche nun wohl sein Grab sein würde. Welch ein Zwischenraum noch zwischen diesem Grabe, dem Ort der Ruhe und des Friedens.

Welche trüben Tage waren noch zu durchleben, da Trenck erst sein vierunddreißigstes Jahr angetreten hatte.

Diese Gedanken beengten eben sein Herz. Sieh, da öffnete sich die Thüre des Gefängnisses und herein trat, im Gefolge der Offiziere und des Auditeurs, der Kommandant heitern Blickes und sprach:

„Mein lieber Trenck! ein schöner Tag Ihres Lebens ist erschienen: Der Herzog von Braunschweig hat endlich beim König ausgewirkt, daß man Ihnen Ihre Fesseln abnehmen soll. Der König will's, Sie sind frei! Danken Sie Gott und dem Könige." Er umarmte den Freiherrn von Trenck als Waffenbruder. Die andern Offiziere folgten und ein neues Leben durchströmte die Brust des Unglücklichen. Welch ein Augenblick!

XXXXIII.

Der Kommandant berief jetzt einen Schmidt, Trenck wurde ausgeschmiedet, und ein Schneider befehligt, ihm binnen 24 Stunden eine Offiziersuniform zu fertigen.

Sobald der Schmidt fertig war, führte man

den befreiten Gefangenen von der Wache auf das Offizierszimmer. Welche Gefühle durchglühten hier sein Herz. So muß es dem Delinquenten sein, der auf dem Blutgerüste das Wort der Gnade hörte und nun, statt sein Blut auf der Stelle der Schmach zu verspritzen, in die Welt und das Leben zurücktritt.

Welch eine große Vergangenheit lag hinter ihm, welche Zukunft harrte seiner; das Licht blendete seine Augen und einen seelenvollen Blick richtete er beim Hinaustreten auf sein Gefängniß, das Zeuge so vieler seiner Leiden und verunglückter Wünsche gewesen war. So traten sie ins Offizierszimmer.

„Hier wünschte mir," sagt Trenck in seiner Selbstbiographie, denn nur er kann diese Scene mit den Farben der Wahrheit schildern, „Jedermann herzlich Glück. Alle bewillkommneten mich als Freund und Waffenbruder, und der Platzmajor ließ mich das gewöhnliche Jurament aller Staatsgefangenen schwören:

1) Daß ich mich an Niemand rächen wolle;
2) daß ich weder die sächsischen noch preußischen Grenzen betreten
3) noch von Allem, was mir geschehen, schreiben oder sprechen und

4) daß ich, so lange der König lebe, keinem Herrn Herrn weder im Militär noch Civil dienen wolle.

Hierauf gab ihm der Graf Schlieben einen Brief von dem kaiserlichen Minister in Berlin, dem General Riedt, ungefähr folgenden Inhalts:

„Daß es ihm herzlich freue, Gelegenheit gefunden zu haben, bei dem Könige seine Freiheit zu bewirken. Nun sollte ich aber Alles willig und freudig thun, was der Graf Schlieben von mir fordern würde, welcher befehligt sei, mich bis nach Prag zu begleiten.

Schlieben sagte nun: — „Lieber Trenck: Ich habe Befehl, Sie diese Nacht von hier in einem verdeckten Wagen über Dresden nach Prag zu begleiten, und nicht zu gestatten, daß Sie auf der Reise mit Jemandem sprechen, kein fremdes Auge darf Sie sehen! General Riedt hat mir 300 Dukaten behändigt, um alle Kosten zu bestreiten. Ich will sogleich einen Wagen kaufen. Da aber heute nicht alles fertig werden kann, so ist mit dem Herrn Kommandanten die Abrede genommen, daß wir erst künftige Nacht von hier abreisen werden."

Nachdem Trenck Alles freudigst versprochen, blieb der Graf Schlieben bei ihm; die andern gin-

gen nach einer kurzen Unterredung in die Stadt und er speiste zu Mittag nebst dem Major du jour und wachhabenden Offizier bei dem auf der Festung als Arrestant sitzenden G e n e r a l W a l r a b e. Wie mundete der Wein, nach langen Leiden! —

Nun war er frei, ging in dem verschlossenen Hofraume auf den Werken spazieren, um sich all- mählig an L u f t und L i c h t zu gewöhnen; noch schimmerten seine Augen und die Knie schlotterten. Er suchte nun auch in seinem Kerker sein noch ver- stecktes Geld zusammen, welches noch gegen 70 Dukaten betrug und ein neues Leben war ihm aufgegangen.

Der Tag der Abreise erschien, vorher b e l o h n t e T r e n c k noch a l l e s e i n e W o h l t h ä t e r. Der Wittwe des Soldaten, welcher sich bei seinem Ker- ker im Jahre 1756 erhenkte, gab er 30 Dukaten, die ganze Wache ward traktirt und reichlich be- schenkt. Keinen, der ihm wohlthat, vergaß er, denn dankbar war sein Herz.

Eben, als die Morgenglocken des Weihnachts- festes läuteten, brachte ihm der Schneider seine n e u e U n i f o r m. D e g e n u n d P o r t e p e e ward ihm zurückgegeben und nach langen Jahren sah er

sich wieder im Spiegel im Glanze der Uniform. Er war nun gereinigt und barbirt, und sein Haar geordnet, aber es war ausgegangen in den Tagen der Qual und sein Antlitz war gebleicht in der Kerkerluft und sein Auge blöde geworden in der Finsterniß. Sein Herz war gerührt, aber sein Stolz noch nicht gebrochen. In der Nacht war er einst in Magdeburg angekommen, in der Nacht reis'te er ab. Zehn kummervolle Jahre hatte er in dieser Stadt durchlebt und sie nie gesehen in ihrer alterthümlichen Herrlichkeit. Sie reisten ab.

XXXXIV.

Die Reise ging schnell; schon am fünften Tage sah er Prag. Wie anders waren seine Gefühle jetzt als damals, wo er es im Rausche des Siegerglückes als junger Offizier an seines gnädigen Königs Seite erblickte. So vermag in monarchischen Staaten ein Wort der Gnade zu erheben, ein Wort der Ungnade zu zerschmettern.

Der Kommandant in Prag, der Kommandirende in Böhmen, der Herzog von Zweibrücken, nahm ihn huldreich auf, meldete ihm aber, daß er unter Aufsicht nach Wien reisen müßte, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, er wäre rasend geworden, verfluche den König von Preußen und Alles wäre von ihm zu fürchten. So verläumdet kam Trenck nach Wien. Er war bemitleidet, aber sein Ehrgefühl war bitter gekränkt.

Endlich erkundigte sich der Kaiser, Maria Thesiens erhabener Gemahl nach seinen näheren Umständen, und erlaubte ihm, sich zur Audienz vorzustellen.

Freiherr von Trenck erschien. Der Graf von Thurn hatte für ihn als Freund gesprochen und die Aufnahme war huldreich, gnädig. Schon oft hörten wir den Freiherrn von Trenck mit eigenen kräftigen Worten seinen Schmerz und seine Leiden schildern, hörten ihn klagend ausrufen, wie seine Worte ungehört an den Thronen verhallten. Hören wir ihn jetzt, wie er das Lob eines Monarchen preis't, der wahrhaft menschlich, kaiserlich auch auf das Unglück seine Augen richtete, und es nicht wollte, daß in seinem Reiche eine Thräne unver-

schuldet fließe. — — Sieh unsern Trenck jetzt, lieber Leser, im Schmuck der Uniform im Degen der Ehre vor dem Monarchen, du sahst ihn in dem Kerker der Schmach und des Jammers. — „Die Audienz,“ spricht er, „dauerte über eine Stunde; endlich war der Monarch so gerührt, daß er vom Stuhle aufstand und eiligst in das Nebenzimmer gehen wollte. Ich ward gewahr, daß ihm Thränen aus den Angen fielen. — Gleich gerieth ich in einen wahren Enthusiasmus der Freude, umfing seine Knie und noch wünsche ich, daß ein Rubens oder Apelles diese Szene zum ewigen Nachruhme des fühlenden Monarchen und eines bis in das Innerste seiner Seele gerührten ehrlichen Mannes vor dem Throne eines gefühlvollen Fürsten in wahrer Gestalt hätte schildern können. Meine Feder ist zu schwach, Ausdrücke zu finden, die mein dankbares Herz gerne mit allem Feuer hervorbringen möchte, um den Kaiser, den gütigen Kaiser, in seiner damaligen Gestalt der Nachwelt verehrungswürdig zu machen. Ich ward stumm, mein Auge, meine Thränen sprachen. — — Der Kaiser riß sich von mir los und ich schlich mit erschüttertem Gefühl und einer Art von Wollust zur Thüre hinaus, welche

nur der Menschenkenner und wahrhaft ehrliche Mann zu empfinden vermögend ist.

Niemals bleibe die Seele eines guten Fürsten unbelohnt! Franz war in meinen Augen durch diesen Auftritt größer, als Cäsar und Friedrich der Große, ob ihn gleich die Welt unter die schwachen Fürsten rechnet. Ich bin Bürge dafür, daß er groß dachte, und hätte ihn mir der Tod nicht zu eben der Zeit entrissen, da er mich wirklich seiner Gnade werth fand, so würde ich meine in Ungarn verlornen Güter längst zurückerhalten haben.

Ich fuhr im Taumel der Freude in meine Kaserne. Am folgenden Tage erschien aber schon der Befehl, daß ich meines Arrestes entlassen sei. —— Ich ging nebst dem Grafen D'Alton zur Gräfin Paar, die mich zu sehen verlangte, und durch ihre Vermittelung erhielt ich die erste Privat-Audienz bei meiner Monarchin im Kabinet."

XXXXV.

Unbeschreiblich ist die liebreiche Art, mit welcher Maria Theresia den Freiherrn von der Trenck empfing. Wie ward er bedauert, wie gnädig seine Standhaftigkeit und Treue gepriesen! Er konnte gar nicht zum Vortrage kommen. Ihre Huld kam ihm zuvor, und ließ ihm keine Zeit, seine gerechten Klagen vorzubringen. Sie sagte, sie wisse Alles, was für gottlose Streiche ihm in Wien gespielt wären. Er sollte gar nichts vom Vergangenen sprechen, allen seinen Feinden unbedingt verzeihen, alle neue Verdrießlichkeiten fliehen, und seine Rechnungsführer geradehin absolviren. — Dieser Befehl kränkte sein stolzes Herz. — — Er wollte sprechen. — — Die Monarchin sagte hierauf zu Trenck: „Ich bitte ihn, klag' er mir über nichts; ich weiß Alles, thue er nur, was ich von ihm fordere. — Ich werde ihm gewiß alles ersetzen. — — Er braucht, er verdient Ruhe." — —

Was war zu thun? In das Narrenhaus ge-

hen oder unterschreiben, was man fordert? — Gleich erhielt ich Befehl, mit dem Herrn von Pistrich zum Hofrath von Ziegeler zu gehen. Es geschah. Trenck ward auf den andern Tag bestellt und mußte in beider Gegenwart Folgendes unterschreiben:

1) daß er das Trenckische Testament für gültig erkennen,
2) daß er auf die slavonischen Güter renunziren, und sich allein der Monarchin Gnade überlassen,
3) daß er seine Kuratores und Rechnungsführer feierlichst absolviren, und
4) sich nicht in Wien aufhalten wolle.

Diese Bedingungen kränkten ihn sehr, erbitterten sein Herz von Neuem und wurden daher die Ursache von tausend neuen Leiden. Statt geduldig zu harren und zu ertragen, statt mit dem zufrieden zu sein, was ihm geworden, wollte er Alles, und verlor dadurch Tausende, er verlor Vertrauen und Kredit. Längst war ihm, dem Protestanten, der Klerus abhold. Jetzt, wo Trenck bitter Alles verspottete, verhöhnte, und die Sache von der Person nicht schied, wurde dem gottlosen Spötter kirchlicher Gebräuche die Kirche Feindin;

die Administratoren des Trenkischen Vermögens verwickelten ihn in vielfache Prozesse, wo sein Uebermuth und seine Zunge, die so scharf war wie ein zweischneidiges Schwerdt, die Richter erbitterte, und selbst die, die es redlich meinten, von ihm abwendig machte. So geschah es, daß das schöne Wien für ihn nur eine Quelle der Leiden wurde, und daß er, in seinen stolzen Hoffnungen getäuscht, einst selbst ausrief: er wolle lieber noch zehn Jahre in Magdeburg im Kerker sitzen, als die Unbill erleiden, welche ihm der Streit um seine Ansprüche verursachte. So ist der Mensch! das Unglück kann er ertragen, nicht den Wohlstand, und mit dem wachsenden Reichthum wächst die Begierde.

Seine wunderbaren Abenteuer, seine Leiden, seine Ausdauer bei Verfolgung seiner Pläne hatten ihn zum Gespräch des Tages gemacht, Damen gewannen ihn lieb. Die Großen der Residenz beeiferten sich, ihn zu erheitern und Freiherr von der Trenck, dem die Kaiserin das Majorspatent sandte, sah sich nun wieder im Glanze des Freiherrn und des Stabsoffiziers, an der Ta-

fel der Magnaten, trank den edlen Ungarwein aus goldenen Bechern, begleitete die Großen des Reichs auf ihre Schlösser zu den Festen ihres Hauses, in ihre Forsten zu glänzenden Jagden, wo er das englische Edelroß unter dem Schmettern der Fanfare hinter dem flüchtigen Edelhirsch mit sicherer Hand leitete, aber alles dieses erbitterte ihn nur noch mehr.

Herr und Magnat wollte er selbst sein, auf seinen Schlössern wollte er bewirthen, mit voller Hand spenden, geben und nicht nehmen, und selbst bei Monarch und Monarchin zu bitten, hielt er unter der Würde des Edelmannes, der mit ungemessener Selbstliebe dennoch immer Freiheit und Gleichheit zu einer Zeit verkündete, wo die Stunde noch nicht geschlagen hatte, daß sich ihre Banner entfalten sollten. — Im eignen ungestümen Herzen lag die trübe Quelle aller seiner Leiden. Immer glaubte er noch, der Stern seines Glückes müßte hell aufgehen, ob er gleich noch nicht das Mittel kannte, welches ihn zur Demüthigung seiner Feinde und zur Begründung eigner Macht dienen könnte.

Das Majorspatent achtete er nicht, denn wohl wußte er, daß er während dieser Zeit, wo der Krieg

sieben Jahre militärischen Verdiensten die Bahn der Ehre geöffnet hatte, bereits Obrist, ja wohl General sein müßte, da er seinen Muth und seine Kenntnisse kannte. Mit dem bittersten Haß verfolgte er alle Rechtsanwalde und Gelehrte und die habsüchtigen Kuratoren des Trenckischen Vermögens.

XXXXVI.

Die Monarchin ließ ihm, als eine schwere Krankheit ihn auf's Siechbett warf, seine Rittmeistergage für die zehn Jahre seiner Gefangenschaft als eine besondere Gnade auszahlen, welche gegen 8000 Gulden betrug. Sie bestätigte ihm auch diese Gage als ewige Pension. Dies alles war ihm nicht genug, er grollte und prozessirte, suchte Feinde und fand sie, und so konnte ihm unter der großen Theresie mildem Szepter in der genußreichen herrlichen Kaiserstadt, trotz der Gnade der Monarchin, kein Sonnenlicht des Glücks mehr leuchten.

Willkommen war ihm der Antrag des Feldmarschalls Laudon, des größten der Helden des siebenjährigen Krieges, ihn nach Aachen zu begleiten. Höher schlug sein Herz, als er dem Bereiche der Hofluft enteilen durfte und die ihm bewilligte feierliche Audienz bei der erhabenen Kaiserin, die es wirklich so wohl mit ihm meinte, war ihm ein Hochgenuß, weil sie die letzte war, und weil er sich nun aus einer Stadt entfernen konnte, wo seine Todtfeinde, Kriegel und Zetto, die Administratoren des Trenckischen Vermögens, mit der Habsucht französicher Generalpächter weilten und verschwenderisch in Tonnen Geldes wühlten, die eigentlich sein Eigenthum sein sollten. Spöttisch, ja selbst gemein, drückt er sich von dieser Audienz aus, so daß wir nur einen Theil dieses Bildes mit seinen Worten geben können:

„Der Tag und die Stunde der Audienz war erschienen; es war ein Gallatag.

Niemand hat wohl das Hofgetümel an Gallatagen so lächerlich gefunden als ich. Tausend Menschen warteten in allerhand buntfarbigen Kleidern und Gestalten auf etwas, welches sie sehen wollten, die Thüre öffnete sich, die Kaiserin, eine alte ehr=

würdige Matrone, trat heraus, sie lächelte, — Alles lächelte unterthänigst mit. — Sie sprach etliche Worte, vielleicht vom Wind und Wetter mit einem Manne, der ein rothes Käppchen und rothe Strümpfe trug, — bald wieder mit einem Aesop, der ganz unbedeutend schien; Alles drängte sich hervor, um eben die Ehre zu genießen; — die Matrone ging in ihr Zimmer zurück, dann war auf einmal ein Gemurmel und Geschrei wie in einer Synagoge." — —

In Aachen, dieser ehrwürdigen, schönen, reichen und freien Reichsstadt, dem Sitze eines hochwürdigsten Stiftes, des hohen Adels und eines stolzen patrizischen Bürgerthums, welcher Ort die Vorzüge einer Großstadt mit denen eines belebten und heilbringenden Kurorts vereinte, schien Trencken ein neuer Glücksstern aufzugehen.

Er fand hier ein Weib nach seinem Herzen; als Tochter des Bürgermeisters de Broe war sie ihm ebenbürtig; dieser stammte aus altem französischem Adel. — Freiherr von Trenck, der so oft über den Adel räsonnirte, war selbst ein gar stolzer Edelmann und that sich auf diese ebenbürtige Heirath viel zu Gute. Während dem

starb der Gemahl Theresiens, Kaiser Franz I. und Kaiser Joseph übernahm als Mitregent die Regierung. Trenck machte indeß den politischen Schriftsteller, und ließ in seinen Schriften den Launen eines gekränkten stolzen Herzens freien Lauf. Er war keck genug, diese Schriften, die voll von einer bittern Satyre waren, dem Mitregenten zu übersenden.

Der gütige Monarch nahm diese Schriften liebreich auf. Dies ermuthigte unsern Freiherrn ihn zu Gevattern zu bitten, als ihm seine Frau zu Aachen den ersten Sohn gebar. Er schrieb an den Kaiser:

Sire!

Ich habe hier in Aachen mit Ew. Majestät Vorwissen eine Frau genommen, und heute hat sie mir einen Sohn geboren; dem ich in der Taufe den Namen Joseph gegeben habe. Der hiesige Kaiserliche Kämmerer und Oberster, Baron Rippenda, vertrat Ew. Majestät Stelle; es ist geschehen ohne Dero gnädigste Bewilligung hierzu erbeten zu haben; meine Eigenliebe schmeichelt mir aber, daß ich dieselbe von einem Monarchen erwarten darf, der mein Herz und Schicksal kennet, und von dem ich durch mein Betragen eine günstigere Zukunft, Lohn, Schutz und Achtung zu erwarten habe. Ich werde diesen Sohn für Ew. Majestät Staaten erziehen und ihm lieber Gift mit der Mut-

termilch trinken, als die Grundsätze seines Vaters entbehren lassen. Gnädigster Kaiser! er heißt dessenungeachtet nicht Joseph nach Wiener Gebrauch, denn so lange ich lebe, bedarf er nichts. Wenn ich aber sterbe, so heißt er Joseph, um seinem Monarchen zu sagen, daß er der Sohn und rechtmäßige Erbe der beiden Trenck sei, deren große Güter in Slavonien durch offenbare Ungerechtigkeit in fremde Hände gerathen sind.

Gnädigster Herr! den ich als künftigen Schutzgott des Erben meines Schicksals verehre! Erfreuen mich Ew. Majestät mit einer huldreichen Aufnahme dieses neuen Weltbürgers, und lassen mich zugleich bemerken, ob ich meine patriotischen Schriften und Staatspflichten noch ferner Dero scharfsichtiger Beurtheilung vorlegen darf? Meine Wiener Feinde werden mir zwar täglich gefährlicher; ich stütze mich aber auf Höchstdero Gerechtigkeit und bin in allen möglichen Vorfällen des Glückes

Ew. Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster und treuer Patriot

Trenck.

Auf diesen Brief erhielt Freiherr von der Trenck folgende Antwort von Sr. Majestät dem Kaiser:

Lieber Oberstwachtmeister Baron Trenck.

Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie, obwohl ohne mich vorhero darum zu fragen, ihrem Sohne den Namen Joseph beigelegt, auch den Obersten Rippenda er-

wählt haben, um bei der Taufe meine Stelle zu vertreten. Zu einem Merkmal meiner Ihnen künftig zuwenden wollenden besten Gesinnung, mache Ihnen hiermit zu wissen, daß ich Ihre Gage künftig nicht in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen, aus erheblichen Ursachen angewiesen habe.

Ihre patriotischen und mir wohlgefälligen Schriften können Sie fortsetzen, und mir einschicken, weil ich die Wahrheit gerne lese, lieber wird es mir aber sein, wenn ich sie in natürlicher Gestalt, als in satyrischer Einkleidung, lesen kann.

Ich bin Ihr

Joseph.

Diese Worte konnten Trencken genug sein, die Satyre seiner Schriften zu mildern. Ein neuer Umstand gab seiner Galle mehr Bitterkeit. Seine Pension wurde ihm wegen vergeblicher Ansprüche von Wien aus verkümmert und ein geldversplitternder Prozeß verursachte unserm Freiherrn tausend neue Kränkungen. Auch in Aachen machte er sich Geistlichkeit und Adel und die noch stolzen Bürger zum Feinde. Seine Spottsucht gegen den Klerus machte ihn beim gemeinen Volke verhaßt, das in den Klöstern Trost für den Himmel und Unterstützung für die Gegenwart sah und bald in dem Spötter durch den täuschenden Spie-

gel des Aberglaubens einen Zauberer und Hexenmeister sah, der sich schußfrei machen, Freikugeln gießen und Feuer versprechen könnte. —

Gift und Dolch stellten ihm nach. Beleidigte Patrizier verfolgten ihn, und Rügen aller Art stürmten auf ihn ein. Prozesse häuften sich auf Prozesse, den Urtheilen folgten Exekutionen, ungerecht wie das Urtheil selbst, und der Freiherr vertheidigte sich mit allen Waffen der Ueberlegenheit des Geistes und der bittern Satyre. Er war Volksschriftsteller, kämpfte gegen die Meinungen der Zeit, predigte Pfaffenhaß und Freiheitsschwindel und sich selbst sein Verderben.

Jetzt floh er Aachen. Jenseit des Meeres suchte er Ruhe, und fand sie nie. In England und Frankreich, wohin ihn Handelsspekulation trieb, fand er Feinde, weil er sie suchte; er warf sich in neue Weinhandelsgeschäfte und verlor, — Zollbeamte wurden seine Feinde und Verfolger, da er ihre Bedrückungen rügte.

Nun versuchte er die glatte Bahn der Hofintrigue, vertheidigte Dänemarks Königin Mathilde und erntete dafür nur Feindschaft. Zurückgekehrt nach Deutschland lebte er bald in Aachen,

bald im Kurort Spaa, bald in Orten, die zur Pfalz gehörten. Dadurch wurde er dem Kurfürst bekannt; er deckte die Gebrechen der Regierung auf, und bittere Feindschaft war sein Lohn. —

Mit dem Reste seines Vermögens kaufte er sich die Herrschaft Zwerbach. Während dem starb Maria Theresia; Kaiser Joseph bestieg allein den Thron. Trenck nahte sich dem neuen Monarchen nicht mit dem Anstand des Unterthanen. Er schrieb an den Monarchen, der so gerne herablassend und huldreich war, folgenden Brief:

Gnädigster Kaiser!

In meinen öffentlich im Jahre 1772 in Aachen gedruckten Schriften, wovon ich Höchstdenenselben bereits im Jahre 1765 den wesentlichen Inhalt im Manuskripte übergab, schrieb ich im zweiten Bande:

„Der Thron muß zu bestimmten Stunden für jeden bedrängten Unterthan offen stehen. Wer aber alsdann dem Monarchen Lügen vorträgt oder ohne Grund klagt, oder Gnade ohne Verdienst zu erschleichen sucht, — der müßte ohne Nase und Ohr am Pranger stehen."

Gnädigster Monarch! Ich will der erste in Dero Staaten sein, welcher sich selbst das Urtheil spricht, wenn ich nicht gründlich erweisen kann, daß mir unter der Regierung der großen Maria Theresia viel Unrecht geschehen ist und daß ich ein großes Vermögen, das

mir rechtmäßig gebührt, durch Präpotenz und illegales Verfahren verloren habe.

Bitte demnach demüthigst um die Bestimmung eines Richters, vor welchem ich meine Beweise führen kann, und bin in dankbarster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen Majestät

unterthänigst treuer Knecht

Trenck.

Ein Brief in diesem Tone konnte nicht beantwortet werden, und selbst Josephs Humanität mußte gegen Bitten dieser Art schweigen. Trenck zog sich jetzt auf sein Gut zurück. Auch dem großen Kaiser grollte sein Herz. Aber auch hier leuchtete sein Glücksstern nicht, und noch waren Zetto und Kriegel die Erbfeinde seines Wohlstandes.

Um das Indigenat in Ungarn zu gewinnen mußte er den Rittertitel mit 2000 Gulden kaufen und dieses beleidigte seinen Stolz, denn als ein preußischer Edelmann dachte er sich höher, als wie der Besitzer erkauften Ritteradels.

Seine Schwermuth wuchs und er machte seinem Grolle Luft, indem er seine Lebensbeschreibung in drei Bänden niederschrieb, und dadurch ein schönes Honorar gewann; sie machte Aufsehen. Allgemein war die Theilnahme für ihn;

seine freie Sprache gefiel und bald hatte seine Darstellung die Herzen der Damen gewonnen.

Sich an Trenck zu erinnern war Mode. Man trug goldene Ketten und Armbänder, die seinen Namen trugen. Die dunkele Farbe seines Kerkers war Modefarbe seidner Gewänder, und seine Trauergestalt ward bald die Zierde von Ringen und Busennadeln. Dosen, Tassen und Pfeifenköpfe zeigten sein Portrait und Gedichte besangen seine Leiden.

In diese Zeitperiode fiel der Tod Friedrichs des Großen, der Held seines Jahrhunderts, der Veredler seines Volkes starb zu Sanssouci und sein Tod trat versöhnend zwischen Trenck und sein Schicksal.

Sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm sprach über Trencken vollkommne Gnade aus und nun war Friedrich Freiherr von der Trenck seinem Glücke zurückgegeben. Ehrenvoll war die Rückreise ins Vaterland, und die Dezembertage, die für ihn so verhängnißvoll waren, wurden im Jahre 1786 die glücklichsten seines Lebens. Er sah Berlin und Potsdam wieder. Wie hatten sich beide Städte durch des großen Königs Friedrich Freigebigkeit verschönert. Wie schön wußte er des Lan-

des Wunden zu heilen, sein Volk zu veredeln, und überall des Volkes wahre Wohlfahrt zu begründen. Millionen priesen Friedrichs Güte, nur Trenck hatte seinen Zorn erfahren.

XXXXVII.

Wo er nur hinkam, begegnete man ihm mit Achtung und Auszeichnung und an der Grenze der Greisenjahre sollte er den Becher der Freude noch einmal leeren, und sehen, wie sein bereits herangewachsener Sohn das Offizierspatent erhielt.

Auf dem Wege nach Dresden fiel sein Wagen auf den Defileen bei Peterswalde um und bald hätte Trenck den Hals gebrochen. Er kam nach Berlin, wurde dort dem Minister Herzberg vorgestellt und dieser große Staatsmann, dieser edle Menschenfreund empfing ihn mit Huld und Achtung.

Der Tag nahte, wo er vor dem Könige stehen sollte. Er ward vorgestellt. Der Monarch empfing mich, spricht Trenck in seiner Biographie,

mit sichtbarer Huld, und Aller Augen waren auf mich gerichtet. Jeder ohne Ausnahme bot mir die Hand, hieß mich willkommen im Vaterlande und dieser Auftritt war eben so rührend für mich, als merkwürdig für die auswärtigen Minister, welche mit Bewunderung fragten, wer denn wohl der östreichische Offizier sei, den man in Berlin so liebreich und mit sichtbaren Merkmalen der Freude empfange. Der gütige Monarch selbst bezeigte ein edles Wohlgefallen, da er mich von Glückwünschern umringt sah.

Bei der Audienz fand er den General Prittwitz, es war derselbe, der ihm einst bei Danzig Gelegenheit gab, zu fliehen, die er nicht benutzte. Freiherr Major von Trenck hatte fortan Zutritt in allen Häusern des hohen Adels, und liebreich wurde er in dem Hause der Prinzen empfangen. Ueberall fand er Huld, Humanität, Güte und wahre Fürstengröße und hier begann sein Herz, geheilt von Menschenhaß, sich wieder der Freude zu widmen. Jetzt sah er, daß man ihn nicht als begnadigten Uebelthäter, sondern als einen unglücklich Verkannten behandelte, dem man Gerechtigkeit schuldig war. Hier lernte er die Nichtigkeit eitlen

Lebens kennen, und rufte im Uebermaaß der Gefühle sehr wahr aus: Welt! was ist dein Lob, was ist dein Tadel. Beide leiten ihre Richtschnur nur zu oft nach der Laune eines stolzen oder gütigen Fürsten. Mein Leben giebt dazu den Beweis: mein Leiden und mein Leben mögen jeden jungen Mann beleben. Ich lag, spricht Trenck, schuldunbewußt in Magdeburg in schweren Uebelthäterfesseln an die Mauer geschmiedet, schmachtete zehn Jahre hindurch nach Gerechtigkeit, litt mehr als glaubliches Ungemach, Hunger, Elend, Kälte, Blöße, Verachtung. Warum? Weil ein König, durch Verläumder betrogen, mich strafbar glaubte, wo noch dazu ein wirklich weiser König mich allein deshalb so barbarisch mißhandelte, weil er mich mißkannte. Und weil ein kluger König, nachdem er wirklich seinen Irrthum erkannte, keinen Vorwurf einer Uebereilung dulden wollte: so versteinerte sich sein Herz bis zum Eigensinn, und stieg, durch meinen männlichen Trotz gereizt, bis zur Grausamkeit. Fast Jedermann wußte damals schon, daß ich unschuldig litte und gar kein Verbrechen begangen hatte. Dennoch schrie Alles: Kreuzige! Warum? Weil das Urtheil von Friedrichs Throne

gesprochen ist. Weil er es haben wollte, so wurde er als Missethäter betrachtet. Meine eigenen Blutsfreunde schämten sich sogar meinen Namen zu führen.. Meine leibliche Schwester wurde kriminaliter behandelt, weil sie mir im Unglück beistehen wollte; niemand durfte laut sagen, daß er mein Freund sei, daß ich Mitleid verdiene, noch weniger, daß sich der König geirrt habe.... Kurz, ich war der verachtetste und verlassenste Mensch in allen preußischen Staaten. Wäre ich in diesen Martern gestorben, dann stände auf meinem Grabe die Schandsäule mit der Beischrift:

„Hier liegt der Verräther und Bösewicht, der seines Adels unwürdige Trenck."

Nun starb König Friedrich; ein neuer Monarch blickte huldreich auf mich nieder und Alles hatte sich geändert. Ich hatte Achtung und Liebe, fand Freunde und volle Kassen und nun galt ich auch in den Augen des strengen Richters für schuldlos.

König Friedrich war der größte Mann seiner Zeit, und nie geneigt, eine Uebereilung wieder gut zu machen.

Darum junge Männer! verlaßt Euch nicht allein auf die Gnade der Großen, sucht in Euch

des Herzens Frieden, sucht in Eurem Herzen des Lebens Glück.

Der König benahm sich gegen mich wahrhaft hochherzig und groß, und meine Familie empfand in ihm den größten Wohlthäter.

Der Baron trat jetzt mit vielen berühmten und berüchtigten deutschen Gelehrten in Briefwechsel, reiste dann nach Königsberg und fand überall Freunde und Unterstützung, aber seine preußischen Familiengüter waren für ihn verloren.

Er gab seinen Kindern eine gute Erziehung. Der Wohlstand seines Hauses wuchs, sein Schicksal schien versöhnt. Er konnte nun glücklich leben, glücklich sterben, doch anders war es geschrieben im Buche des Schicksals.

XXXXVIII.

Weder das Landleben auf seinen preußischen Gütern, noch Jagd und Tafel bei Becherklang, die Vergnügungen der Kavaliere jener Zeit, konnten ihm seinen vollkommnen Frohsinn wiedergeben. Sein Stolz erwachte, wenn er alte Kameraden, die einst mit ihm von gleichem Range waren, sieggekrönt, mit Ehrenzeichen verherrlicht, als Generäle und Obersten begrüßen mußte, und bitterer Groll umfing sein Herz, wenn er an die verlornen Trenckischen Güter in Ungarn dachte und alle die Kabalen und Ungerechtigkeiten ihm vor seinen Augen schwebten, welche ihm diese Güter entrissen, und ihn in den Augen des erhabnen Monarchenpaares Oestreichs verdächtig machten. Sein Stolz und Ehrgeiz suchte eine Anstellung im preußischen Staatsdienst, aber man kannte seine Leidenschaften und seine Sucht zu streiten zu wohl, um sein Gesuch zu bewilligen. Das abgeschlagne Gesuch erhitzte den Ehrgeiz noch mehr. Er wollte thätig

sein, er wollte, daß man von ihm spräche, was es auch kosten möchte und sein Wunsch war, sich wieder in die Stürme des Lebens und der Welt hineinzustürzen.

Abermals reiste er nach Berlin, und auch hier ward ihm des Königs huldvolle Aufnahme.

Der König war gnädig, der erste Minister liebreich, aber beide gingen auf Trencks stolze Wünsche nicht ein.

Vom König Friedrich Wilhelm I. selbst entwirft Trenck folgendes Bild und giebt dadurch den Beweis, daß nur das gekränkte Herz mit dunklen Farben seine Bilder zeichnet; Freude und Dankbarkeit aber seine Gegenstände im Rosenlichte erblickte und darstellte.

Wir geben dieses Bild unsern geehrten Lesern um so lieber, da König Friedrich Wilhelm nur zu oft verkannt wurde, und nicht die Anerkennung und den Dank fand, den sie verdiente.

Er war von Charakter ein guter Herr, und sein Wuchs war groß und schön, sein Ansehn majestätisch und alle seine persönlichen Eigenschaften würden ihn in die Zahl der liebenswürdigsten Män-

ner erhoben haben, wenn er auch nicht König gewesen wäre. Er war freundlich ohne Falschheit, liebreich, angenehm im gesellschaftlichen Umgange, groß, wo er zeigen mußte, daß er König war. Sein Herz war der edelsten Empfindungen fähig; sein Ton nicht gebieterisch, seine Sprache sonorisch, sein Gang fest und männlich und seine Seele ganz Güte, ganz zum Wohlthun geneigt, um Glück in dem Glücke zu empfinden, das er Andern bereiten konnte. Er war freigebig, aber kein Verschwender, und wußte, daß ohne ordentliche Wirthschaft der preußische Staat seine Macht nicht erhalten konnte. Er hatte keinen Eroberungsgeist, wollte Niemandem schaden, sich aber auch gewiß nichts nehmen lassen oder vor Drohungen zurückweichen. Daß er im erforderlichen Falle Soldat, auch ein großer Feldherr sein konnte, hat ihm sein großer Lehrmeister und Vorgänger schon das Zeugniß gegeben. Er übte und liebte Wissenschaften, und seine Söhne genossen die trefflichste Erziehung; Glanz und Ehrgefühl sollten Adel und Offizier belohnen, und wurde dieses Ehrgefühl hier und da mißverstanden, so war das nicht des Königs Wille, der so human auf den Bürgerstand herabblickte.

Die Gesetze des Militärs wurden milder, körperliche Strafen seltener, und es nicht geduldet, daß sie in Grausamkeiten ausarteten. Der König ernannte den Sohn des Freiherrn von Trenck zum Offizier und hierdurch war des Vaters Stolz geschmeichelt und dem jungen Kavalier die Bahn der Ehre geöffnet. Freude strahlte in des Vaters Antlitz, als er ihn in dem Schmuck der Feldbinde erblickte; und schon im Geiste in ihm den künftigen Feldherrn sah.

Freiherr von Trenck war ein glücklicher Familienvater, denn auch seine andern Kinder machten ihm Freude und seine Töchter blühten wie die Rosen des Frühlings.

Wie glücklich konnte er nun leben, wie ruhig sterben! aber anders stand es im Buche des Schicksals, und der unruhige Geist sollte sich selbst sein Glück zerstören und die Liebe zu einer Freiheit, die nie existiren kann, ihn in die Fesseln der Tyrannen werfen.

XXXXIX.

Die französische Staatsumwälzung hatte begonnen. —

Groß waren ihre Verheißungen: Gleichheit vor dem Gesetze, gegenseitige Achtung aller Stände, Begründung des Glücks für Bürger und Landmann; dies verhieß sie.

Die Ketten, welche Ackerbau, welche Landwirthschaft und Gewerbe umschlossen, sollten fallen, die unermeßlichen Schätze der Kirche und des Adels wohlthätig auf die niedern Stände zurückströmen, die Bahn der Ehre Jedem, der es verdiente, im höheren Staats- und Militärdienst geöffnet sein, Sinecuren aufhören, und das Brod nur der essen, der es im Schweiße seines Angesichts verdiente. Dies waren die goldenen Worte, die sich in lakonischer Kürze durch Freiheit und Gleichheit verkündeten.

Aber welches war ihre Erfüllung? Die Freiheit erlaubte sich Alles und die Gleichheit ward das

Panier der Raubsucht gegen jeden Wohlhabenden. Ströme Blutes flossen, unter ihnen das Blut aus königlichen Herzen. Entfesselt war jede Leidenschaft, und unter Blut und Kampf sollte ein Geschlecht untergehen; denn wer heut' herrschte, ward morgen ein Raub der Guillotine, die das Blut ihrer Opfer in vollen Strömen trank.

XXXXX.

Auch unsern Freiherrn, der den alten Groll gegen alte Bedrückungen nie vergaß, und namentlich die Rheinländer haßte, lockte der Ruf der Freiheit; er verließ den ruhigen Rittersitz und ging dorthin, wo er ein neues Feld des Ruhmes zu finden glaubte.

Hochauf loderten die Flammen des Krieges. Das neugeschaffne Reich brauchte Männer von Verstand, Kraft und Einsicht, aber Männer, die, wenn sie ihre Pflicht erfüllt hatten, nur sich selbst zum Opfer gaben. Trencks hochfahrende Gemüthsart fand bald ihre Feinde; er spottete, deckte Grausamkeiten öffentlich auf, konnte den Stolz und das schwere Joch der Volksherrschaft nicht ertragen; seine Treue ward verdächtig, seine Herrschaft verhaßt. Die Tyrannen des Volkes kannten keine Kabinetsordre, liebten die Gefängnißstrafe nicht, ihr Weg war ein kürzerer. Es war der Weg zum

schaudervollen Blutgerüst, wo das klirrende Fallbeil auf einmal den Mund zu verschließen verstand.

Trenck war Offizier und Edelmann, schon dies war genug um verdammt zu sein; jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen waren nun Verbrechen. Er stand vor dem Gerichte der Tyrannen.

Tod! riefen sie, und die Vollziehung folgte dem Urtheil.

Lieber Leser! Du sahst ihn im Glück, im Glanze der Jugend, im Schmuck des schönsten der Offiziercorps an jenem Tage, wo ihn ein Blick aus den Augen einer Dame wurde, deren Name nie über seiner Lippen ging, aber wohl ewig in seinem Herzen flammte. Du sahst ihn in den Tagen des Kampfes an eines großen Königs Seite. Du sahst ihn als Flüchtling, wie er bei der schneidenden Kälte des Winters durch traurige Eisgefilde wankte, sahst ihn in Todesgefahr, im furchtbaren Kerker, gleich einem Maulwurf in der aufgeworfenen Erde, sahst ihn bei Hoffesten und königlichen Tafeln, sahst ihn als glücklichen Familienvater im Kreise blühender Kinder, sieh ihn jetzt auf dem Blutgerüste.

Der Karren naht, bekleidet mit dem Armensünderhemde steigt der Verurtheilte von selbigem; kein Trost seiner Kirche begleitet ihn, denn gestürzt sind die Altäre; nur ein Mann ist mit ihm, in dessen blutdürstigem Auge man die Furchtbarkeit seines Berufes liest.

Die Haare des Verurtheilten sind gebleicht, aber sein Blick zeigt Stolz und Verachtung. Der Verurtheilte ist unser Trenck. Sein Todesspruch wird verlesen. Er will sprechen, aber der Henker bindet ihn an's Bret, das bereits vom Blute früherer Opfer starrte, das Bret fällt, sein Haupt liegt in der Rinne, auf welche der Todesstreich der wohlberechneten neuen Mordmaschine der Freiheit fallen muß.

Noch einmal will er sein Haupt erheben, da faßt ihn der Henker beim Haar, zieht das Haupt vorwärts, jetzt drückt ein Anderer die Schraube, die die Rieme des Fallbeils hält; es klirrt, fällt, und im Strome des eigenen Blutes fällt das Haupt des Verurtheilten und Trenck ist nicht mehr.

So war sein Ende. Ruhe seiner Asche! Mitleid seinen Schicksalen und den Wiedererzählern

desselben, des Lesers und des Beurtheilers desselben gütige Nachsicht.

Die Schicksale seines Vetters, der die Ursache seines Unglücks war, wird ein besonderes Bändchen umfassen.

In derselben Verlagshandlung sind folgende Schriften für **Leihbibliotheken** und **Lesezirkel** erschienen:

Adolphi, der Bund auf Kungabacka. 1 Thlr. 12 Gr.

— Schicksale ꝛc. siehe Novellenalmanach.

Albo, Irrlichter. 2 Bde. 1r Bd. enthält: Das schwarze Mädchen. Kantors Dorchen. 2r Bd.: Der Lohnlakai. Der Kammerrath Bendix. Das Mädchen von Narva. 1 Thlr. 12 Gr.

Artner, Th. v., Briefe über einen Theil von Croatien und Italien an Caroline Pichler. 1 Thlr. 16 Gr.

Bronikowski, der Fall der Bourbons. 10 Gr.

— Lotto und Sylvesterabende, s. Novellenalmanach.

Bruchstücke aus der Lebensphilosophie, für jedes Alter brauchbar. 18 Gr.

Cramer, zur Geschichte Fr. Wilhelms I. und Friedrichs II., Könige von Preußen. 3te Auflage. 1 Thlr.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Elisabeth, Königin von England, ihr Hof und ihre Zeit. Aus dem Engl. der L. Aikin. 2 Bde. 2 Thlr. 16 Gr.

Friedlich, Vademecum, oder nimm mich mit. Eine Sammlung fröhlicher Erzählungen u. Anekdoten. 2 Bde. 5te Aufl. 1 Thlr. 12 Gr.

Friedrichs des Großen Gedanken über Staat, Kirche, Fürsten und Volk. 16 Gr.

Fuhrmann, Edelsinn und Tugendhöhe, in Erzählungen. 1 Thlr. 12 Gr.

Galen, 4 Wochen auf Reisen. Novellen, Skizzen und Anekdoten. 18 Gr.

Hugo, Victor, Hernani oder castilianische Ehre. 16 Gr.

Jugendzeitung, neue, zur Belehrung und Unterhaltung. 6 Hefte mit 24 Abb. 1 Thlr.

Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock rc. 2 Bde. 1 Thlr. 8 Gr.

Märtens, Theophanes oder über die Offenbarung. 1 Thlr.

Maria, Königin von Schottland. Von Chalmers. Seitenstück zu: Elisabeth rc. 1 Thlr. 12 Gr.

Marsano, Marco Doloroso, die Abentheuer einer Nacht. 12 Gr.

— Souffleur, siehe Novellen-Almanach.

Niemeyer, der Lindenhayn. Erzählungen rc. 1 Thlr. 4 Gr.

Normann, Hans, das Reich der Finsterniß. Zeitklänge. 10 Gr.

Novellenalmanach, für 1836, enth.: Der Ursprung des Lotto, von Bronikowski. Schicksale des Herald Hardrada, von Adolphi. 1 Thlr. 8 Gr.

6153

Novellenalmanach für 1837, enth.: Sieben Sylvesterabende, von Bronikowski; der alte Souffleur, von Marsano. 1 Thlr. 8 Gr.

Oehlinger, Weltpanorama. 5 Hefte. 20 Gr.

Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 4 Bde. 1 Thlr. 16 Gr.

Schauplatz der Welt, ein Unterhaltungsblatt, mit 52 Tafeln Abbildungen. 1r — 3r Bd. 5 Thlr.

Schmidt, Blicke in den Haushalt der Natur oder Darstellungen aus der Thierwelt. 12 Gr.

Ségür, General Graf, Geschichte Rußlands und Peters des Großen. 3 Bde. 1 Thlr.

Storch, Ludwig, das Fürstenhaus. 16 Gr.

— die Intrigue. 2 Bde. 1 Thlr.

Szechenyi, Graf Stephan, über den Credit. 1 Thlr. 16 Gr.

Szekrényesi, das Lachen oder das einfache Mittel das Leben zu erheitern. 6 Gr.

Taschenbüchlein für Jagdfreunde. 12 Gr.

Trencks, die, 2 Bde., enth.: Friedrichs Freiherrn von der Trenck Leben, Kerker und Tod; Franziscus Freiherrn von der Trenck Leben, Thaten und Ende. 2 Thlr.

Türkei, die europäische. 12 Gr.

Witzleben, A. v., Geschichte Polens. 16 Gr.

Woltmann, C. v., historische Darstellungen. 1 Thlr.

— neue Volkssagen der Böhmen. 18 Gr.

— die weißen Hüte. Eine historische Darstellung aus dem Mittelalter. 1 Thlr. 12.

O

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dietrich, Ewald Christian Victorin

Friedrichs Freiherrn von der Trenck Leben, Kerker und Tod

Leipzig 1837

Biogr. 1169 tc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067445-2